Brockauer Zeitung

Zeitung für den Landkreis Breslau

Bezugspreis einschließlich Abtrag wöchentlich 28 Pfg., monatlich 1,15 Mk. Erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend mittag. Der Bezug gilt als fortbestehend, wenn nicht 14 Tage vor Beginn des Monats derselbe gekündigt wird. Bei höherer Gewalt oder Betriebsstörung kann in Anspruch auf Lieferung der Zeitung oder auf Rückzahlung des Bezugspreises nicht zugestanden werden.

Veröffentlichungsblatt für die Stadt Brockau

Anzeigenpreise: Für die einspaltige Millimeterhöhe (46 mm breit) 6 Pfg. Anzeigen im Textteil mm 15 Pfg. Preisliste Nr. 2. Nachlässe Staffel E. Für das Erscheinen der Anzeigen gelten die „Allgemeinen Geschäftsbedingungen im Anzeigenwesen". Gerichtsstand für alle Zahlungen ist Breslau. Hauptschriftleitung: Johannes Dodeck, Brockau, Bahnhofstraße 12. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Johannes Dodeck, Brockau, Bahnhofstraße 12. —

Druck und Verlag von Ernst Dodeck's Erben, Brockau, Bahnhofstr. 12. Fernsprecher Breslau 53281. Postscheckkonto Breslau 10795

Nr. 130 — Brockau, Dienstag, den 31. Oktober 1939 — 39. Jahrgang

England und Juden Hand in Hand

Aufschlußreiches Briefdokument über die Kriegsverbrecher

Die englische Presse hat in den letzten Wochen mit großem Stimmaufwand immer wieder die Behauptung aufgestellt, daß im Protektorat Böhmen und Mähren eine revolutionäre Bewegung gegen Deutschland im Gange sei, deren Bekämpfung die Anwesenheit von einer Million deutscher Soldaten und mehr notwendig mache, die auf diese Weise von der Front abgezogen werden müßten.

Durch neutrale Augenzeugen, vor allem Auslandsjournalisten, denen man Reisen kreuz und quer durch Böhmen und Mähren ermöglichte, wurde der Beweis geführt, daß alle diese Behauptungen auf freier Erfindung beruhen und daß die Lage im Protektorat ruhig und konsolidiert ist. Unschwer war zu erkennen, daß der englische Wunsch der Vater der lügnerischen Nachrichten war.

Bei diesem Versuch, Unruhe zu stiften, bediente sich England der Faktoren, die ihm zur Verfügung stehen. Das ist nicht das tschechische Volk, aber es sind 1. die tschechischen Emigranten vom Schlage Benesch und Osusky und 2. die emigrierten tschechischen Juden, die bei einer Anzahl von in Böhmen und Mähren zurückgebliebenen Juden willfährige Helfer finden.

Auf diese Elemente haben deshalb die deutschen Sicherheitsbehörden einmal ihr besonderes Augenmerk gerichtet.

Die Zusammenhänge eindeutig aufgedeckt

Nun wurde bei einem Angestellten der jüdischen Kultusgemeinde in Prag neben anderem schwer belastenden Material auch ein Brief gefunden, der die Zusammenhänge tschechischer Juden mit der Kriegshetzerzentrale in London eindeutig aufdeckt. Der Brief gibt dazu noch ein schlüssiges Bild darüber, wie Engländer von den Juden und Juden von den Engländern denken und eingeschätzt werden. Allerdings dürfte diese Charakterisierung den Engländern wenig Freude machen. Es tut sich hier das Bild dieser sauberen Kumpanei in einer Deutlichkeit auf, die nichts zu wünschen übrig läßt.

Wir übermitteln das Dokument hiermit der Oeffentlichkeit. Es ist ein Brief, geschrieben am 18. Oktober 1939, offensichtlich in London, gerichtet an den Angestellten der jüdischen Kultusgemeinde in Prag, Rechtsanwalt Dr. Zdenek, Thon, wohnhaft Prag 12, geschrieben in tschechischer Sprache, unterzeichnet mit einem dem Empfänger offenbar sehr vertrauten Vornamen, der wahrscheinlich Jaro, eine im Tschechischen gebräuchliche Abkürzung für Jaroslaw, lautet. In dem Brief heißt es u. a.:

Mein lieber Zdenek!

Du hast Dich gewundert, daß Du beinahe 3 Wochen ohne Nachrichten bist; allerdings konnte ich nicht früher schreiben, da die bisherigen Verbindungen allzu riskant waren, wie für Dich so auch für unsere Freunde. L. versuchte es dreimal, die Grenze zu überschreiten, doch war die Kontrolle zu streng. Jetzt sandte J., welcher die Schweizer Staatsbürgerschaft erlangte, den Vertreter seiner Schweizer Firma, welcher die Verbindung aufrechterhält. Er wird Dir persönlich weitere Informationen geben. Ihn wird die Gestapo bestimmt nicht ausziehen, damit keine diplomatischen Verwicklungen entstehen.

Ich hoffe, daß er Dich gesund antrifft.

Obzwar es mir gut geht — ich bekam nämlich Aufträge für die Territorialarmee —, so gedenke ich doch gerne der schönen Abende in Eurem Hause und der Abende mit Slavek und Eva. Die Engländerinnen sind allzu unzugänglich. Unser Geld ist Ihnen zwar nicht unsympathisch, unsere Bundesgenossenschaft verlangen sie, hinter uns aber rümpfen sie die Nase. Darüber aber im nächsten Briefe mehr, denn ich will Euch jetzt das Bild entwerfen, wie es hier nach der Chamberlainrede aussieht.

„HB. ist unser großer Mann!"

Du wirst das dem D. in Brünn und den anderen melden. Sei vorsichtig! Abschriften im eigenen Interesse sofort verbrennen. Also: Vor 3 Wochen berief W. eine große Beratung ein. HB., welcher als Kriegsminister hinter den Kulissen eine bedeutende Rolle spielt und unser großer Mann ist, der Marinelord und Eden waren vertreten. Auch Loubet aus Paris entsandte Vertreter. Auch hervorragende Mitglieder aus dem Ober- und Unterhaus waren zugegen, woraus man schließen kann, daß unsere Position im Parlament sich wesentlich gebessert hat. Der hiesigen Atmosphäre ist nämlich eine Erfrischung sehr notwendig. Geld und Arbeit wird nötig sein. Aber es muß sein. Das hiesige Volk zögert noch immer. Sie wollen nicht in den Krieg, sie fragen wofür?, da die Russen doch schon die größere Hälfte Polens besetzten und sicherlich es nicht mehr loslassen. Bei der Abfahrt des Militärs kam es in London und in einigen Häfen zu peinlichen Demonstrationen. Es kam auch zu einigen Fällen von Sabotage. Züge und Schiffe waren mit Kreide beschrieben: „Auf dem Weg ins Grab", „Auf Nimmerwiedersehen Old England".

Daraus erkennst Du, daß etwas geschehen muß. Gelder sind beschafft.

Ch. die wahre Seele des Krieges

Verlassen können wir uns nur von allem Anfang an auf H. B., ferner auf Ch., die wahre Seele des Krieges und auch immer für uns zugänglich. Dasselbe gilt für Lord Camrose und selbstverständlich auch auf Eden. Er ist allerdings allzu eitel und braucht viel Geld. Die übrigen kann man als die zweite Garnitur bezeichnen. Chamberlain ist zu alt. Wäre Churchill Premier, das wäre etwas, da würde der Krieg anders aussehen. Immer die Rücksichten, nicht befestigte Städte darf man nicht bombardieren, wie der Alte behauptet. Gibt es überhaupt unbefestigte Städte? Die öffentliche Meinung der zivilisierten Welt würde es angeblich nicht ertragen, was bedeutet die öffentliche Meinung, da ja alles auf dem Spiele steht. Das Gleichgewicht der Kräfte zwischen der vorläufig schwachen Fraktion des Friedens und der des Krieges ist bis heute labil. H. B. und Ch. lassen den Alten nicht aus. Er muß mit. Wenn wir nur dem L. G. das Maul stopfen könnten, wenn er alle Tage vom Frieden quatscht.

Die Flugblattpropaganda gegen den Nazismus, laut Nachrichten aus Holland, wirke nicht. Ich habe es voraus gesagt. Derartige Flugblätter muß man geschickter abfassen. Die deutsche Propaganda ist hauptsächlich gegen Churchill geführt. Der deutsche Rundfunk der Stationen Köln und Hamburg wird hier viel mehr gehört, als man es voraussehen konnte. Die Beliebtheit d.s Ch. nimmt durch diese Propaganda hier nicht zu. Er allerdings hält etwas aus. H. B. hält sich im Hintergrund. Das ist richtig, denn damit fängt er den Wind aus den Segeln der gegenjüdischen Agitation auf. Seien wir froh, daß wir jetzt keine Wahlen haben. Die Deutschen haben hier offensichtlich eine Menge Spitzel, denn sonst wäre es unerklärlich, warum die gegenjüdische Stimmung hier so zunimmt. Es ist nicht so lange her, als mich auf der Straße ein unbekannter Mann provozieren wollte. Ein Polizist stellte ihn aber sofort fest und nahm ihn mit. Das Pfund sank wieder. Ich habe jedoch alle Verträge auf der Dollarbasis abgeschlossen. Nach dem Abgang der ersten Transporte kann man hier noch viele zehntausende Soldaten sehen, welche hier faulenzen.

Man sollte sie an die Front schicken, damit sie auf bessere Gedanken kämen, denn die Franzosen schießen bis heute nicht. Einer muß anfangen, dann werden auch die Franzosen hineingehen. Bis man einmal richtig schießen wird, dann wird es nicht so schnell aufhören. Die Generäle sind gegen H. B. voreingenommen und sabotieren. J. bringt Zeitungen mit Börsennachrichten mit. Du wirst sehen, daß die wirtschaftliche Lage sehr unsicher ist, nur die beschlagnahmte Konterbande belebt das Geschäft. Ununterbrochen haben wir hier mehr als 100 Schiffe von Neutralen in Ramsgate und die beschlagnahmten Ladungen sind billig, aber trotzdem ist überall ein großer Mangel, besonders an Butter, Eier und Speck. Allerdings können wir uns bis jetzt noch alles beschaffen, was wir brauchen. Dem Volk wird Gefrierfleisch verkauft, da die Lieferung von frischem Fleisch versagt.

Und nun, was ist Eure Pflicht?

In Ruhe Eure Stunde abwarten. Benesch und Osusky sind sehr rege, jedoch nur Dilettanten. In dieser Beziehung gefällt mir Masaryk besser. Bemüht Euch, klügere Leute in die Regierung zu bekommen. Mit E. können wir zufrieden sein, er verstellt sich vorzüglich. Unsere Meinung ist, daß es spätestens in vier Monaten in Deutschland zur Revolution kommen wird. Man muß nur auf glaubwürdige Weise betonen, daß man rein nur gegen Hitler Krieg führt. Dann werden sie kommen. Seit 1918 sind 20 Jahre vorbeigeflossen. Das ist eine lange Zeit. Helfen könnt Ihr durch Flüsterpropaganda.

„Die Sache mit dem Waffenstillstand war ausgezeichnet"

Die Hauptsache ist, die Propaganda mit genauen Ziffern zu erhärten. Der Deutsche wird Euch glauben, wenn immer er Zahlen hören wird, krumme Summen sind ihm heilig, bilden für ihn eine Autorität. Hört unseren Rundfunk über Daventry und Lyon. Selbst die Zahl der Gefallenen und der Verwundeten kann man ausnutzen.

Und nun, mein lieber Zdenek, laß mir auch Nachrichten, was Dich betrifft, zukommen. Teile mir bis ins einzelne mit, wie die Stimmung bei Euch ist, wie es mit den Verhaftungen bestellt ist und ob Ihr Geld benötigt. Kann man bei Euch Flugblätter gefahrlos drucken? Wie ist unser Rundfunk zu hören?

Grüße von mir Slavek. Auf Wiedersehen in Prag

Dein Jaro.

Völkermord die letzte Chance des Weltjudentums

Man muß dieses Dokument mit einiger Aufmerksamkeit lesen, um es ganz zu verstehen. Für politisch geschulte Menschen wird es nicht schwer sein, die Abkürzungen, die in diesem Brief gebraucht sind, zu ergänzen. L. und J. dürften Judengenossen aus der Kumpanei sein. D. in Brünn ist vorläufig noch unbekannt. HB. ist nach dem Wortlaut des Briefes zweifellos Hore Belisha, der derzeitige jüdische Kriegsminister Englands. Ch. ist zweifellos Churchill, dessen Name in dem Brief an manchen Stellen ja auch ohne Abkürzung ausgeschrieben ist. „Der Alte" kann nur der englische Ministerpräsident Chamberlain sein, während sich LG. nur mit Lloyd George erklären läßt. Ein Mann namens E., von dem der Briefschreiber sagt, er verstelle sich vorzüglich, ist in dem Kreis der Emigranten Benesch, Osusky usw. nicht bekannt. Ebenso ist nicht festzustellen, wer sich unter dem Namen W. im Kreise der Kriegshetzer verbirgt, auf den dieser Brief ein so grausames und grelles Schlaglicht wirft. Man könnte vermuten, daß es sich um den Zionisten Chaim Waitzmann handelt, aber diese Annahme ist insofern unwahrscheinlich, als Waitzmann zur zionistischen Richtung unter den Juden gehört.

Möglicherweise aber ist im Augenblick des gegenwärtigen Druckes, unter den das Judentum von allen klarer sehenden Völkern der Welt gestellt ist, jede Richtungsstreitigkeit begraben worden, um die letzte Chance in diesem von Juden entfesselten Krieg wahrzunehmen.

Keine Veränderung der Lage

DNB. Berlin, 30. Oktober.

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:
An der Westfront keine Veränderung der Lage.

Britische „Gentlemen"

Schwedischer Dampfer von Engländern aufgebracht und auf Grund gesetzt. — Besatzung ohne genügende Lebensmittel ihrem Schicksal überlassen.

Der schwedische Dampfer „Wanja" wurde auf dem Wege nach Schweden mit einer Ladung Kunstdünger an Bord in der Nähe der Shetlandinseln von einem englischen Kriegsfahrzeug aufgebracht und mußte eine Prisenmannschaft an Bord nehmen. Die Offiziere der Prisenmannschaft übernahmen die Navigation. Sie kannten ihre eigenen Gewässer aber offenbar so wenig, daß der Dampfer bei der Sandy-Insel auf Grund lief.

Nachdem ein englisches Marinefahrzeug vergeblich versucht hatte, den schwedischen Dampfer loszubekommen, verließ das englische Prisenkommando das schwedische Schiff. Die Besatzung des Schiffes von 27 Mann wurde ihrem Schicksal überlassen. Obgleich den Engländern mitgeteilt worden war, daß das Schiff nicht genügend mit Lebensmitteln versorgt war, wurde nicht der geringste Versuch gemacht, der Besatzung zu helfen oder das Schiff doch noch frei zu machen. Es gelang der Besatzung schließlich, durch eigene Bemühungen eine Leine an Land zu werfen und durch die hohe Brandung sich auf die Insel zu retten. Schließlich wurde sie von einem englischen Wachschiff an Bord genommen, das die Besatzung nach Beendigung seines Patrouillendienstes in Kirkwall absetzte. Während der 14 Stunden, die die Schweden an Bord des Wachschiffes waren, erhielten sie keine Nahrung.

„Ein Verbrechen an der Welt"

Brandmarkung der hinterhältigen Politik Englands und der törichten Verblendung Polens.

In einer Betrachtung der politischen Lage kennzeichnet das nationalirische Wochenblatt „Leader" in unmißverständlicher Klarheit die verbrecherische Politik Englands. Das Blatt stellt fest, daß die Engländer sich mit der Einleitung der Einkreisungspolitik endgültig für den Krieg entschieden haben. Zu Polen gewandt führt das Blatt aus, das Versailler Polen dürfe nie wieder aufgerichtet werden; seine Errichtung vor 20 Jahren sei ein Verbrechen an der Welt gewesen, dessen Fluch jetzt blutig zur Reife gekommen sei.

Die polnischen Staatslenker hätten keine nationalen, sondern ausschließlich imperialistische Ziele verfolgt. Nationale polnische und tschechische Staaten würden niemals einen Krieg verursacht haben. Eine Friedenskonferenz hätte nie zu einem Ziel kommen können, wenn sie Deutschland und Italien nicht einen fairen und großzügigen Anteil an der Kolonialwelt zugesprochen hätte. Niemals würde das Unglück über Polen hereingebrochen sein, wenn seine törichte Regierungsclique sich nicht als Werkzeug der englisch-französischen Politik hergegeben hätte. Diese Politik habe nach dem katholischen Polen genau so viel wie etwa nach dem mohammedanischen Sansibar gefragt. Abschließend stellt das Blatt dann nochmals fest, daß England und Frankreich die alleinige Verantwortung für den Krieg zu tragen haben.

„Nur Schafsköpfe sagen, Deutschland sei schwach"

Der Londoner Presse ist zu entnehmen, daß man in England allmählich die ungeheure Gefahr erkennt, in die sich England begeben hat und die Leichtfertigkeit, mit der man der Oeffentlichkeit gegenüber die politische, militärische und wirt-

---

Neuer japanischer Botschafter in Berlin.

Als Nachfolger des von seiner Regierung abberufenen Botschafters General Oshima wurde Saburo Kurusu (unser Bild) zum Botschafter in Berlin ernannt. Botschafter Kurusu, dem das Agrement bereits erteilt worden ist, war bisher Botschafter seines Landes in Brüssel.

Weltbild (M).

schaftliche Lage beschönigen und verschleiern will. „Ist Deutschland schwach?", so schreibt z. B. die „Sunday Pictorial" und fährt fort: „Nur die Schafsköpfe werden euch sagen, daß Deutschland in den Knien schwach ist, daß die Deutschen nichts zu essen haben, seitdem Hitler und seine Leute regieren. Solche Redensarten sind nichts weiter als Quatsch."

Englands Evakuierungsexperiment mißglückt

Der Londoner Berichterstatter von „Svenska Dagbladet" meldet seinem Blatt auf Grund der Erfahrungen, die mit der Evakuierung der Großstadtbevölkerung in England gemacht wurden, daß dieses Experiment nach Feststellung von englischer Seite völlig mißglückt sei. Die Klagen über die Auswirkungen der Evakuierung hätten einen derartigen Umfang angenommen, daß man jetzt frage, ob nicht der ganze Plan verfehlt wäre. Vor allem sind nach der Darstellung des schwedischen Journalisten die sozialen Gegensätze in England bei der Evakuierung und der Einquartierung der Bewohner der großstädtischen Elendsviertel auf dem Lande in erschreckendem Umfang aufeinandergestoßen.

„Freie Meinung" in der französischen Demokratie

Das Strafgericht in Epinal verurteilte einen 43jährigen Händler zu einem Jahr Gefängnis, 1000 Franken Geldstrafe und fünf Jahren Aufenthaltsverbot, weil er Flugblätter verteilt hatte, die einen Artikel einer verbotenen Zeitung wiedergaben.

Abfuhr für britische Lügner

Paris verwahrt sich gegen Londoner Verdummungsmanöver.

Bezeichnend für die englische Verlogenheit und die plumpen Methoden der britischen Propaganda ist, daß die französische Presse sich erneut gezwungen sieht, die lächerlichen Märchen, wie sie täglich von London aus in die Welt gesandt werden, richtigzustellen.

So hatte dieser Tage der Londoner „Daily Herald" die Behauptung aufgestellt, bei dem englischen Luftangriff auf Wilhelmshaven sei das deutsche Schlachtschiff „Gneisenau" „so schwer getroffen worden, daß es in einen Ostseehafen habe abgeschleppt werden müssen". Gleichzeitig versicherte der „Daily Herald" allen Ernstes, die Beschädigungen seien derart, daß das Schlachtschiff „kaum noch reparaturfähig" sei und „wahrscheinlich verschrottet" werden müsse. Auf diese einfältigen und widerspruchsvollen Behauptungen erwidert nun die „Action Française", es sei unverantwortlich, eine derartige Meldung durchgehen zu lassen ohne festzustellen, daß sie unbedingt falsch sein müsse.

Man müsse — ohne besondere Begeisterung — den Wert des deutschen Schiffsbaues unterstreichen. Selbst eine 500-Kilo-Bombe könnte ein Schiff wie die „Gneisenau" nicht so beschädigen oder sogar, wie das eine Oslover Zeitung behauptet habe, in zwei Stücke zerbrechen lassen. Der „Daily Herald" habe dieser allen Verdummungsmanövern die Krone aufgesetzt. Man müsse sich nämlich fragen, wie es möglich gewesen sei, ein Schiff, das angeblich nur noch altes Eisen sei, durch den Nord-Ostsee-Kanal zu schleppen. Vielleicht, so fügt das Blatt ironisch hinzu, haben sich die beiden Hälften von selbst wieder aneinandergeschweißt?

Man sieht also, daß London diesmal der Welt etwas zuviel zugemutet hat. Vielleicht trägt das dazu bei, in Zukunft alle englischen Lügenmeldungen etwas genauer unter die Lupe zu nehmen.

Französischer Anschlag auf Belgiens Neutralität

Flugzeug warf Flugblätter ab.

Wie die Brüsseler Zeitung „Libre Belgique" meldet, sind in der Gegend von Dinant Flugblätter gefunden worden, die die französischen Farben trugen und mit einem für die Neutralität Belgiens gefährlichen Text gedruckt waren. Mehrere Exemplare dieser Flugblätter sind von der Gendarmerie beschlagnahmt und dem Gericht vorgelegt worden.

Zweifellos sind die Flugblätter von einem französischen Flugzeug abgeworfen worden. Das Blatt weist darauf hin, daß vor etwa acht Tagen ein Flugzeug, dessen Nationalität man nicht habe feststellen können, die Gegend von Dinant überflogen habe.

Erlogen und gefälscht

Das britische Lügenministerium wieder einmal ertappt.

Einen neuerlichen Beweis dafür, daß jede Verlautbarung des Londoner Reklameministeriums erlogen oder gefälscht ist, liefern jetzt wieder aus Südafrika eingetroffene Berichte.

Der ehemalige südafrikanische Verteidigungsminister Pirow hatte in Standerton in einer großen Versammlung unter freiem Himmel vor 2000 Zuhörern eine Rede gehalten. In der seinerzeit von Reuter verbreiteten Meldung über diese Pirow-Rede wurde behauptet, Pirow habe die Südafrikaner aufgefordert, der Verfassung treu zu bleiben. Im Gegensatz zu diesem englischen Bericht erklärte Pirow aber, die völlige Abtrennung von England werde zwar viel Schwierigkeiten und Opfer mit sich bringen, er halte aber diese Trennung trotzdem für erreichbar.

Tisos Dank

Das Diplomatische Korps beglückwünscht den slowakischen Staatspräsidenten.

Staatspräsident Dr. Tiso empfing im Beisein des Außenministers Dr. Durcansky die bei der slowakischen Regierung akkreditierten Vertreter Deutschlands, Italiens, Ungarns, Spaniens und Rumäniens, die dem Präsidenten der Slowakischen Republik die Glückwünsche zu seiner Wahl aussprachen.

Der deutsche Gesandte Bernard nahm dabei als Doyen des Diplomatischen Korps das Wort, worauf Staatspräsident Dr. Tiso dankte.

Weiter empfing das slowakische Staatsoberhaupt die Chefs der deutschen Heeres- und Luftwaffenmission, die gleichfalls ihre Wünsche übermittelten.

Ministerpräsident Dr. Tuka empfing am Montag den Staatssekretär Karmasin, der in seiner Eigenschaft als Führer der Deutschen Volksgruppe in der Slowakei den neuen Ministerpräsidenten zu seiner Bestallung beglückwünschte.

Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes

General der Infanterie Strauß,

Kommandierender General eines Armeekorps.

General der Infanterie Strauß wurde mit dem Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes für die Führung seines Armeekorps während des Feldzuges in Polen ausgezeichnet. In den Kämpfen im Korridor hat er an entscheidender Stelle Hervorragendes geleistet.

Drei Tage nach Beginn des Angriffs waren die im Korridor stehenden polnischen Divisionen niedergekämpft. Bereits am 3. September stand General der Infanterie Strauß mit seinen tapferen Pommern und Brandenburgern an der Weichsel. Dem Polen war damit jede Rückzugsmöglichkeit nach Süden abgeschnitten. Eine leuchtende Waffentat war vor allem der Angriff des Korps am 2. September auf die Seeenge bei Crone westlich der Brahe. Die hier befindlichen starken verdrahteten polnischen Stellungen wurden im stürmischen Anlauf durchbrochen. Innerhalb von 2 Stunden war der Angriff erfolgreich durchgeführt. Wo der Pole sich noch wehrte, wurde er z. T. im Nahkampf mit der blanken Waffe erledigt.

Unter der energischen Führung des Generals der Infanterie Strauß, der durch sein persönliches Beispiel die Truppe vorwärts riß, erzwangen Pommern und Brandenburger den Uebergang über die Weichsel bei Culm. Dem geschlagenen Feinde aber blieb das Korps an der Klinge. Keine Geländeschwierigkeit konnte die Truppe aufhalten, jeder noch so großen Anforderung an ihre Marschleistung wurde sie gerecht und stellte damit ihr seit Jahrhunderten bewährtes Soldatentum erneut unter Beweis. Nach dem Uebersetzen über die Weichsel stieß das Korps nach Südosten über die Drewenz vor. Zwischen Modlin und Zegrze wurde der Narew überschritten und der Angriff auf die Warschauer Vorstadt Praga eröffnet. Zeitweise mit der Führung einer Armee beauftragt, hat General Strauß unmittelbar darauf den Angriff auf Modlin vorbereitet. Fort III dieser letzten polnischen Festung wurde mit stürmender Hand genommen, wobei das Korps durch Luftstreitkräfte ausgezeichnet unterstützt wurde. Nach der Durchbrechung der Fortlinie war die Widerstandskraft des Gegners erschüttert, Modlin reif zur Uebergabe. Der schnelle Fall dieser Festung ist wesentlich das Verdienst des Generals Strauß und der ihm unterstellten Truppen, die sich hier wie im ganzen Polenfeldzug auf das tapferste geschlagen haben.

General der Infanterie Strauß wurde am 6. 9. 1879 auf der Domäne Schermke, Kreis Oschersleben, geboren und trat am 15. 3. 1898 aus dem Kadettenkorps als Fähnrich in das Infanterie-Regiment 137 ein. Von 1911 bis 1914 zur Kriegsakademie kommandiert, nahm er am Weltkrieg als Ordonnanzoffizier einer Reservedivision, Adjutant, Kompanieführer und Bataillonskommandeur teil. Er erwarb sich den Hausorden von Hohenzollern. In der neuen Wehrmacht wurde er 1934 zum Generalmajor, 1937 zum Generalleutnant und 1938 zum General der Infanterie befördert und zum Kommandierenden General eines Armeekorps ernannt.

General der Kavallerie Hoepner,

Kommandierender General eines Panzerkorps.

General der Kavallerie Hoepner hat das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes als Anerkennung für seine überragenden persönlichen Leistungen und die seiner Truppen erhalten.

Ueber Tschenstochau stieß General Hoepner mit seinem Panzerkorps in außerordentlich schnellem Vormarsch nach Osten über die Warthe und die Pilica in Richtung Warschau vor. Ursprünglich bildete sein Verband etwa die Mitte der Armee von Reichenau, später wurde er am linken Flügel dieser Armee gegen die Weichsel oberhalb Warschaus eingesetzt. Bereits am 8. September stand das Korps 80 bis 100 Kilometer vor der eigentlichen deutschen Front.

Die Leistungen der Truppe sind nach dem Urteil General Hoepners unübertrefflich gewesen. Es mußten hohe Anforderungen gestellt werden, da das Korps die Aufgabe hatte, die polnischen Kräfte westlich der Weichsel zu trennen und den Abmarsch über Warschau zu verhindern. Hierbei haben sich neben den Kommandeuren der beiden Panzerdivisionen vor allen Dingen auch die Truppen selbst hervorragend bewährt. Das Hauptverdienst fällt den Offizieren aller Grade zu, wobei sich die älteren durch Umsicht und klare Zielsetzung, die jüngeren Offiziere durch unvergleichlichen Schneid auszeichneten.

Da bei dem schnellen Vormarsch polnische Truppen einfach durchstoßen wurden, ohne daß zunächst Rücksicht auf die rückwärtigen Verbindungen genommen werden konnte, mußten sich naturgemäß verschiedene kritische Lagen ergeben. Jedoch vermochten persönliche Tapferkeit und unbedingtes Ausharren diese Krisen überall in eigenen Erfolg umzuwandeln. So überfiel beispielsweise bei Petrikau eine polnische Division eine in Ruhe liegende deutsche Panzerdivision und stieß sogar bis in die Quartiere vor. Die Lage war außerordentlich ernst, und es bestand die Gefahr, daß die deutsche Division völlig aufgerieben werden konnte. Hier zeigten sich die Tugenden von Offizier und Mann, eben jene persönliche Tapferkeit und der Wille zum Ausharren, so daß bereits drei Stunden später die Polen nicht nur zurückgeworfen wurden, sondern sogar 3000 Gefangene gemacht und einige Batterien erobert werden konnten. Der Feind ließ 1500 Tote auf dem Schlachtfeld zurück. Die scheinbare Zersprengung der deutschen Division hatte sich in einen glänzenden Sieg gewandelt.

In seinem soldatischen Draufgängertum, in seinem Siegeswillen und Mut war General Hoepner stets ein aufmunterndes Vorbild für seine Truppen. Im richtigen Augenblick, immer in vorderster Linie, war er den schnellen Truppen der ideale Führer, schnell und sicher im Entschluß, persönlich schneidig meisterte er die vielfach außerordentlich schwierigen Lagen seines Korps und trug damit ganz wesentlich zum Gesamterfolg der Armee bei.

General der Kavallerie Hoepner wurde am 14. September 1886 in Frankfurt (Oder) geboren, trat 1905 als Fahnenjunker in das Dragonerregiment 13 ein. 1913 bis 1914 war er zur Kriegsakademie kommandiert. Den Weltkrieg begann er als Oberleutnant und Ordonnanzoffizier eines Generalkommandos, später wurde er Kompanieführer und war zeitweilig zum Generalstab kommandiert. Im Jahre 1935 wurde der damalige Oberst Hoepner Chef des Stabes des Gruppenkommandos 1, 1936 wurde er zum Generalmajor, 1938 zum Generalleutnant und bereits ein Jahr später zum General der Kavallerie befördert.

Ablösung rückt vor

Stimmungsbild vom Westen.

PK.-Sonderbericht.

Ueber die weite hügelreiche Landschaft stürmt der herbstliche Südwest-Wind. Ein Glück, daß er so tobt und stürmt und bläst, denn heute ist Ablösung. Er trocknet die aufgeweichten Feldwege aus, er festigt die Trägerpfade, die vom letzten Frontdorf nach vorne gehen, schnurstracks über Berg und durch Tal. Unser Fahrzeug haben wir im letzten Frontdorf zurückgelassen. Ein Querbaum mit einem Posten davor hat uns Halt geboten. Vom Querbaum ab ist der Weg einzusehen und liegt unter feindlichem Streufeuer. Unsere Stiefel gleiten im zähen Lehm des Weges. Nur rechts und links auf der Grasnarbe geht es leichter. Eine doppelte Drahtleitung liegt im Feld, zieht sich an den Rainen entlang, vom Kartoffelacker zum Kleefeld, vom Brachfeld zum Stoppelacker. Weit und breit kein Mensch. Der Herbststurm bläst wild und jagt uns dürres Laub von irgendwoher ins Gesicht. Wir schreiten gegen den Sturm. Glänzende Fernsicht nach allen Seiten. Es geht auf Mittag.

Das letzte Dorf versinkt hinter uns in der Talsohle, verborgen in Gärten und Obstbäumen. Erste, noch ganz frische Granattrichter tauchen auf, bald rechts, bald links des Weges. Und da treffen wir die Ablösung. In kleinen Gruppen, aufgelockert, mit großen Abständen, ziehen die Männer über das das Feld. Der Wind zerrt und reißt an ihren Uniformen, läßt die Zeltplane blähen und flattern. Zehn Tage waren sie vorne, man sieht es ihnen an. Die Bärte sind gewachsen, die Gesichter erdig. Und die Uniformen gleichen nur noch Erdklumpen. Es sind die Soldaten der Somme oder die Ablösung von Verdun, die da vorbeischreiten. Die Männer der Schlammstellungen irgendwo in Frankreich sind wieder aufgestanden und ziehen dort ins Hinterland, müde, schweigsam, bieder, tapfer, in einem Wort — prachtvoll.

Wir schämen uns fast unserer sauberen Brocken und der noch trockenen Füße. Freundliche Worte, Scherze, kameradschaftliche Grüße fliegen von unserer Gruppe hinüber und werden ebenso freundlich und humorvoll beantwortet. Es gibt unter Frontsoldaten eine Sprache, die immer verstanden wird, in der kein falscher oder kitschiger Ton aufkommen kann. Und — wir wissen es, wir fühlen es — jene dort verübeln uns die noch trockenen Uniformen und die noch warmen Füße nicht, denn wir sind ja unterwegs zum Schützenloch, wir werden in einer, in zwei Stunden genau solche Lehmklumpen sein wie sie.

Die Ablösung zieht vorbei. Der Wind heult über die Landschaft hinweg. Jetzt haben die letzten Gruppen der Ablösung das Dorf erreicht und verschwinden hinter den Gärten, Dächern und Mauern. Wir stampfen an der Doppelleitung entlang, hinunter ins Wiesental. Dort, hinter der Zone aus Granattrichtern jeder Größe, liegt unser Ziel.

P. C. Ettighoffer.

„Zeitungsfrau" in Feldgrau

Wie die Feldzeitung zur Truppe kommt.

PK. Mit Gepolter fährt ein graues Ungetüm über die holprigen Straßen eines kleinen Moseldörfchens. Der schwere Ueberlandwagen hält vor dem Dorfgasthaus, in dem sich zur Zeit die Feldpostmeisterei einer Division einquartiert hat. Der Wagen hat die Post in riesigen Säcken von der nächsten Bahnstation abgeholt. An jedem zweiten Tag ist eine besondere Sendung, die Armeezeitung, dabei.

Von der Druckerei aus in einem weiter rückwärts gelegenen Ort wird die „Wacht im Westen" sogleich von der Deutschen Feldpost übernommen und den einzelnen Divisionen und Kommandostäben geschlossen zugeleitet. Hier bei der Division beginnt, zeitungstechnisch gesehen, erst die Tätigkeit der „Zeitungsfrauen". Aber wie so vieles unsere Feldzeitung von einer üblichen Tageszeitung unterscheidet, so ist es auch mit der Einrichtung des Vertriebes.

Die Verteilung auf die einzelnen Truppeneinheiten der Division hat hier die Deutsche Feldpost übernommen. Kaum ist der Wagen von der Bahn vor dem Gasthaus vorgefahren, so fliegen schon die Postsäcke durch zahlreiche Hände in die zum Postamt umgewandelte Gaststube. Die Zeitungspakete werden aufgerissen, und die Sendungen nach einem Schlüssel abgezählt. Währenddessen haben andere Postbeamten in Feldgrau den übrigen Posteingang, also die Briefe, Karten, Zeitungen und andere Sendungen aus der Heimat, aufgeteilt. In langen Reihen hängt an den Wänden der Stube und in großen Gestellen Postsack neben Postsack, für jede Feldpostnummer einer. Flinke Hände verteilen die Tausende von Postsachen auf alle Säcke, so daß in kurzer Frist die riesenhafte Last des Bahnwagens in weit über 100 kleinere Teile aufgelöst ist. Zuletzt kommt das Paket der Feldzeitung hinzu. So schnell wie die Verteilung der Post geschieht auch die Abholung der Postsäcke. Die Feldpost kennt hier nur „Selbstabholer". Nachmittags zur festgesetzten Zeit rattert das Heer der Kradmelder heran. Für wenige Stunden scheinen die winkligen Gäßchen des Ortes verstopft, solch ein Betrieb ist da. Jede Einheit schickt ihren Beiwagenfahrer, der die Post abholen soll.

Jeder Kradfahrer sucht auf dem schnellsten Wege seine Truppe zu erreichen. Nach ein- oder mehrstündiger Fahrt trifft er wieder beim Kompaniegefechtsstand, am Bunker, und der andere bei seinen Leuten im Vorfeld ein. Die Schreibstubenkräfte haben bald die Nummern der Feldzeitungen abgezählt, und es dauert nicht lange, bis sich in allen Quartieren, in den Bunkern und vor den Zelten die Landser in „ihre" Zeitung vertiefen, in jenes Blatt, das von Soldaten für Soldaten geschrieben wird.

„Wilhelm Tell" in Bromberg

Schillers Freiheitsdrama in dem kulturellen Bollwerk im Osten

Bromberg erlebte anläßlich der Wiedereröffnung des von deutschen Händen vor dem Weltkriege erbauten Stadttheaters seinen kulturpolitisch bedeutendsten Tag seit seiner Befreiung von dem polnischen Joch. Das Ensemble des Danziger Stadttheaters spielte vor einem restlos ausverkauften und begeisterten Hause Schillers „Wilhelm Tell". Die Eröffnungsfeier erhielt durch die Anwesenheit des Gauleiters Albert Forster, der mit seiner Gattin nach Bromberg gekommen war, ihre besondere Note.

Der Stadtkommissar von Bromberg, Kreisleiter Kämpfe, richtete an die Volksdeutschen eine kurze Begrüßungsansprache, in der er auf den entschlossenen Willen der nationalsozialistischen Stadtführung hinwies, der deutschen Kunst auf diesem urdeutschen Boden zum Durchbruch zu verhelfen. Bromberg werde auf politischem, wirtschaftlichem und in erster Linie auf kulturellem Gebiet ein deutsches Bollwerk im Osten werden.

Nach der festlichen Aufführung sandten Kreisleiter Kämpfe aus Bromberg und der Leiter des Reichspropagandaamtes Danzig, Oberregierungsrat Dieverge, an Reichsminister Dr. Goebbels ein Danktelegramm.

Erweiterung des Reichsforschungsrats

Das Präsidium neu gebildet.

Zur weiteren Steigerung der Leistungsfähigkeit der deutschen Forschung hat Reichserziehungsminister Rust das Präsidium des Reichsforschungsrats neu gebildet und erweitert.

In das Präsidium des Reichsforschungsrats wurden berufen: der Generalinspektor für das deutsche Straßenwesen, Professor Dr. Todt; der Generalbevollmächtigte des Ministerpräsidenten Generalfeldmarschall Göring für Sonderfragen der chemischen Erzeugung, Professor Dr. Krauch; der Reichsgesundheitsführer und Staatssekretär im Reichsinnenministerium, Dr. Conti; der Leiter der Wissenschaftsabteilung im Oberkommando der Wehrmacht, Ministerialdirigent Professor Dr. Schumann.

Ministerialdirektor im Reichserziehungsministerium Professor Dr. Mentzel wurde zum Stellvertreter des Präsidenten unter gleichzeitiger Fortdauer seines Auftrages zur Führung der Geschäfte des Reichsforschungsrats berufen.

Im Reichsforschungsrat sind drei neue Fachsparten gebildet, von denen eine der stellvertretende Reichsgesundheitsführer Dr. Blome, eine andere der Heidelberger Institutsdirektor und Professor Dr. Richard Kuhn leitet. Die bestehenden Fachsparten führen unter ihren Leitern ihre Arbeit weiter.

Wiederaufbau im deutschen Tempo

Der Reichsfinanzminister sprach in Danzig.

Auf seiner Informationsreise durch das befreite Danziger Gebiet sprach Reichsfinanzminister Graf Schwerin-Krosigk vor der Gefolgschaft der Reichsfinanzverwaltung in Danzig, die zu einer öffentlichen Kundgebung versammelt war.

Nach einer Ansprache des Gauleiters Forster wies der Reichsfinanzminister auf das unerhörte Tempo hin, mit dem der Aufbau im befreiten Gebiet aufgenommen sei. Als Beispiel nannte er den Brückenbau bei Graudenz durch unsere Pioniere, der, wie die Volksdeutschen dort sagten, schneller erfolgt sei, als es den Polen gelungen sei, die alte Brücke zu zerstören. Dasselbe Tempo habe er auch in den Aemtern gefunden. Der zweite große Eindruck, den er von seiner Reise mitgenommen habe, sei der deutsche Charakter des befreiten Gebietes, das Empfinden, daß alles, was hier an Wertvollem geleistet worden sei, deutscher Arbeit zu verdanken sei. Es sei den Polen nicht gelungen, in 20 Jahren diesen deutschen Charakter des Gaues zu zerstören. Eines jedoch sei ihnen gelungen: Mit tiefer Erschütterung habe man an Hand der Zahlen aus jedem Kreis und jeder Stadt ersehen können, wie die Deutschen seit der Weltkriegszeit in diesem einst überwiegend deutschen Gebiet zahlenmäßig zurückgegangen seien. Auch Danzig habe den Weg der Bedrückung durch Polen durchkosten müssen.

Der Minister umriß dann die Aufgabe der Danziger Finanzbeamten und appellierte an ihren hingebenden Einsatz. Jeder einzelne von ihnen solle sich einst vor dem Führer und vor seinem Gewissen sagen können, daß auch seine Arbeit tatsächlich zum Siege Deutschlands beigetragen habe, an dem niemand zweifele.

Mehr als 13 Millionen Rundfunkhörer

Besonders starkes Ansteigen der Hörerzahl im September.

Die Zahl der Rundfunkteilnehmer ist im Monat September in besonders hohem Maße gestiegen, und zwar von 12 677 348 auf 12 943 165. In diesen Zahlen sind die Hörer der befreiten Ostgebiete nicht enthalten. Im Monat Oktober hielt das Ansteigen der Hörerzahlen an, so daß inzwischen die Zahl von 13 Millionen Rundfunkhörern überschritten worden ist.

Beilage zu Nr. 130 der „Brockauer Zeitung“
Dienstag, den 31. Oktober 1939.

Die Insel der Verbannten

ROMAN VON EVA WENDORFF

Copyright by Aufwärts-Verlag, Berlin NW 7

7] Nachdruck verboten

„Sie sind Medizinerin, Fräulein Liebich? Noch vor dem Physikum Nun, das macht nichts Haben Sie schon einmal serologisch oder histologisch gearbeitet?“

Vera mußte betreten verneinen. „Aber in der Anatomie war ich, Herr Professor“, meinte sie schüchtern. „Ich glaube, ich würde mich in alles leicht einarbeiten, die Arbeit interessiert mich so sehr, und ...“

Sie stockte. – Ach, würde der alte Herr mit den scharfen Augen ihr nicht anmerken, daß sie die Unwahrheit sprach? Daß sie nur ein Unterkommen suchte, daß sie Geld brauchte, um sich frei machen zu können?

Aber Professor Aichinger, für den die wissenschaftliche Arbeit seit vielen Jahren schon einziger Lebensinhalt war, schien gar nicht auf die Idee zu kommen, daß es anders sein könnte. Wer sich bei ihm zur Mitarbeit meldete, so meinte er, der mußte genau so von Begeisterung für die Forschungsarbeit erfüllt sein, wie er selbst. „Als Medizinerin würden Sie sich wahrscheinlich rasch einarbeiten“, stellte er fest. „Ich würde Sie in der pathologisch-anatomischen Abteilung beschäftigen können. Wie sind Ihre Gehaltsansprüche?“

Vera hielt es für richtig, ihre Ansprüche fürs erste nicht allzu hoch zu schrauben — vielleicht würde sonst ihr Engagement doch noch scheitern. Sie erklärte also, sie würde bei Erstattung der Reisekosten in den ersten Monaten mit einem Taschengeld zufrieden sein. „Wenn ich freie Station hätte, würden mir vorerst zwanzig Reichsmark genügen“, schloß sie.

Professor Aichinger sah wohlwollend auf dieses bescheidene und ernste junge Mädchen. „Freie Station hat bei mir jedermann“, erklärte er. „Und außerdem sollen Sie dreißig Reichsmark Taschengeld haben bis zum ersten Juli, dann bekommen Sie mehr, wenn Sie etwas leisten. Sie werden übrigens auf der Lummen-Insel wenig Gelegenheit haben, Geld auszugeben!“

„Wieso?“ fragte Vera verwundert. „Was ist denn das für eine Insel?“

Aichinger rückte seine Brille zurecht. „Sie wissen also noch gar nicht, daß mein Institut — Mariannen-Institut heißt es, nach meiner verstorbenen Frau — auf einer Nordsee-Insel liegt? Das müßten Sie sich freilich klarmachen, wenn Sie bei mir arbeiten wollen. Wir sind dort abgeschnitten von allem Verkehr. Es gibt dort auf der Insel auch nichts anderes als das Institut und seine Insassen. Es ist bei mir für alles gesorgt. Sie werden gut wohnen und gut verpflegt werden. Aber alle, die dorthin kommen, müssen bereit sein, nur für die Forschungsarbeit zu leben. Wir wollen dort versuchen, das langgesuchte Serum gegen das Gelbfieber zu finden, gegen diese tückische Tropenkrankheit, an der meine arme Frau gestorben ist.“

„Aber ... gibt es denn gar keinen Dampferverkehr zu dieser Insel?“ fragte Vera betreten. Mit Schrecken dachte sie daran, daß sie dort möglicherweise auch ohne jede Verbindung mit Ludwig bleiben würde.

Aichinger schüttelte den Kopf. „Es gibt keine Dampferverbindung und soll auch keine geben. Erstens würde eine fortwährende Berührung mit der Außenwelt uns alle nur in unserer Arbeit stören, außerdem besteht aber auch eine Ansteckungsgefahr, die wir unbedingt vermeiden müssen. Es gibt also während der Dauer unserer Arbeit auch keinen Urlaub und keine Besuche. Einmal in der Woche kommt ein Motorboot aus Cuxhaven, das auch die Post mitbringt. Damit werden Sie sich abfinden müssen!“

„Und mein Verlobter ...“, versuchte Vera einzuschalten.

„Ja, Doktor Holand! Daß Sie seine Braut sind, das war offen gestanden der Grund, weshalb ich Sie hierher bestellt habe. Sie werden ja sicher das große Fachinteresse Ihres Verlobten teilen, werden doch auch später mit ihm arbeiten wollen.“

„Ja, ja, gewiß“, stammelte Vera. Sie war sehr betroffen. So hatte sie sich ihre Stellung bei Professor Aichinger nicht gedacht. Auf eine einsame Insel sollte sie gehen. Nur einmal in der Woche Post erhalten. Sie wollte lieber um Bedenkzeit bitten. Das war nicht so einfach ...

Aber Professor Aichinger hatte seinen Entschluß schon gefaßt.

„Also gut, ich verpflichte Sie für mein Institut, Fräulein Liebich“, erklärte er entschlossen.

„Aber Sie müssen sich auf ein Jahr binden, das ist die Bedingung! Hoffentlich sind Ihre Eltern und Ihr Verlobter damit einverstanden!“

Vera erschrak. Im Oktober wollte doch Ludwig zurückkommen — sie wollten heiraten. Und die Mutter — ewig würde sie auch nicht im Sanatorium bleiben.

„Würden nicht sechs Monate genügen, Herr Professor?“ wandte sie schüchtern ein.

Aber Professor Aichinger schüttelte den Kopf. „Nein, Fräulein Liebich, mit so kurzen Fristen kann man bei einer wissenschaftlichen Arbeit nicht rechnen. Bedenken Sie, wie lange es dauert, bis Sie alle richtig eingearbeitet sind. Bis wir überhaupt einmal dazu kommen, mit der eigentlichen Forschungsarbeit anzufangen. Stellen Sie sich einmal vor, was das heißt, ein Impfserum gegen das Gelbfieber zu finden. Jahrzehntelang haben bekannte Forscher vergebens mit dem Problem gerungen. Nein, ein Jahr müssen Sie bleiben, oder ich muß auf Ihre Mitarbeit verzichten!“

Vera senkte bei der ernsten und eindringlichen Mahnung den Kopf. Sie ahnte, daß Professor Aichinger mehr von ihr erwartete, als sie zu geben vermochte. Und ... Bindung auf ein Jahr ... Nein, es ging nicht.

Aber rasch überwand ihr Leichtsinn die aufsteigenden Bedenken. Ach, es würde schon nicht so schlimm werden. Ludwig kam ja zurück, er würde den Professor bitten, sie frei zu geben. Seinem einstigen Lieblingsschüler würde der alte Herr den Wunsch bestimmt nicht abschlagen. Dann war sie frei. Sie konnten heiraten.

„Gut, ich verpflichte mich, Herr Professor!“ erklärte sie kurz entschlossen und streckte impulsiv die Hand aus. Der Professor ergriff ihre Hand mit so kräftigem Druck, daß Vera fast aufgeschrien hätte.

„Also am einunddreißigsten März finden Sie sich in Cuxhaven ein, Fräulein Liebich. Von dort aus werde ich für die Weiterreise sorgen.“

Vera überwand gewaltsam alle Bedenken gegen diese eigenartige Stellung, die sie da soeben angenommen hatte. Professor Aichinger war ja ein sympathischer Mann — er würde kein allzu unangenehmer Chef sein. Vor allem aber war sie frei, sie konnte das verödete Heim in Berlin verlassen. Und wenn sie beruflich zu arbeiten hatte -- wie schnell würde dann die Zeit bis zu Ludwig Holands Rückkehr vergehen!

Das Bewußtsein, unabhängig zu sein und bald alles verlassen zu können, ließ sie von jetzt ab das Leben in der elterlichen Wohnung leichter ertragen. Sie widersprach nicht mehr, wenn der Stiefvater sie tadelte oder hart anfuhr. Und auf Egons neugierige Blicke zeigte sie nur ein gleichgültiges Lächeln. Er schien zu ahnen, daß sie irgend etwas vorhatte. Aber sie hütete sich wohl, von ihren Plänen zu sprechen. Im guten würde der Vater sie nicht fortlassen, das wußte sie. So würde sie eben heimlich fortgehen.

Inzwischen waren auch die ersten Nachrichten von Ludwig Holand gekommen. Sie war ruhiger geworden, weil sie wußte, daß er in jeder Lebenslage zu ihr halten würde. Zwar kannte sie ihn schon gut genug, um zu ahnen, daß es ihm durchaus nicht recht sein würde, wenn sie das Elternhaus verließ und eine Stellung annahm. Aber schließlich mußte auch er ihre Beweggründe verstehen, und konnte er nicht zufrieden sein, daß sie bei seinem alten Chef arbeiten würde?

Am dreißigsten März ließ Vera schon frühmorgens ihren Koffer aus der Wohnung der Portierleute abholen. Er sollte direkt zum Lehrter Bahnhof expediert werden. Ohne Gepäck würde es dann viel leichter sein, am Abend unauffällig fortzukommen.

Der Stiefvater hatte abends eine Sitzung, und das war auch der Grund gewesen, weshalb sie schon am Dreißigsten aufbrechen wollte. Ueber Egons Pläne hatte sie nichts in Erfahrung bringen können. Aber mit ihm allein würde sie schon fertig werden. Die Hauptsache war, daß die scharfen Augen des Vaters an diesem Abend nicht auf ihr ruhten.

Um sieben Uhr saßen sie zu dritt beim Abendessen Vera plauderte nervös und aufgeregt von allen Tagesereignissen. Parodierend wiederholte sie eine lustige Geschichte, die sie irgendwo in der Zeitung gelesen, und brach bei der Pointe in ein lautes, erzwungenes Gelächter aus. Egon lächelte krampfhaft, Halder verzog keine Miene. Beide stocherten geziert und wählerisch in den Speisen herum. Vera spürte einen ungeheuren Appetit. Aber die Kehle war ihr vor Aufregung wie zugeschnürt. Und sie brachte nur mühsam ein paar Bissen hinunter. Würde es ihr gelingen, fortzukommen? Es mußte, mußte glücken!

Nach dem Abendessen erklärte Halder plötzlich, daß er heute zu Hause bleiben werde, vielleicht müßte er noch in die Klinik zurück, jedenfalls war es notwendig, daß er einen Anruf abwartete. Vera erschrak heftig. Er ging also einstweilen noch nicht fort. Wie sollte es ihr also möglich sein, unbemerkt zu entschlüpfen.

Aber damit nicht genug: Der Stiefvater verlangte, daß Vera ihm half, ein bestimmtes Heft der medizinischen Wochenschrift herauszusuchen, das unbegreiflicherweise verlegt war.

„Ich wollte ... aber eigentlich noch etwas für mich arbeiten“, stammelte Vera verwirrt. Das fehlte noch, unter den Augen des Stiefvaters sollte sie bleiben — nein, das war unmöglich ...

„Du kannst ja jeden Abend für dich arbeiten“, entschied Halder unfreundlich.

„Und außerdem sind ja jetzt Ferien. Also komm jetzt!“ Es blieb Vera nichts anderes übrig, als mit dem Stiefvater in sein Arbeitszimmer zu gehen. Egon verabschiedete sich plötzlich, er hatte noch eine Verabredung.

Während Vera mit fliegenden Händen die Stöße der Zeitschriften durchblätterte, sah sie immer wieder angstvoll auf die Uhr. Eine halbe Stunde noch, dann mußte sie fort. Was sollte nur werden, wenn sie nicht fortkam! Und morgen ... morgen würde es ja wahrscheinlich nicht anders sein.

Wenn sich nur ein Vorwand fände, um wenigstens aus dem Zimmer zu entschlüpfen!

Immer neue Packen von Heften legte der Stiefvater vor sie hin. Immer heftiger und verwirrter suchte Vera. Wenn sie wenigstens jetzt das Heft finden würde, vielleicht konnte sie sich dann in ihr Zimmer zurückziehen, und dann konnte man weiter sehen.

„Von welchem Datum war denn das Heft, Papa?“ fragte sie endlich.

„Es muß der zehnte oder zwölfte März gewesen sein!“ erklärte Halder.

Vera stutzte. Der zwölfte März ... das war doch das Heft, in dem das Inserat von Professor Aichinger gestanden hatte, sie hatte es damals an sich genommen, um die Offerte zu schreiben.

„Das Heft habe ich in meinem Zimmer, Papa“, erklärte sie eifrig. „Der Leitartikel interessierte mich, ich wollte ihn in Ruhe lesen, und da ...“

„Das hättest du ja gleich sagen können!“ tadelte Halder. „Also, geh' rasch und hole es.“

Vera schoß aus dem Zimmer, in fliegender Eile jagte sie durch den Eßsaal. Dann war sie endlich in ihrem Zimmerchen allein. Eine Sekunde lang stand sie regungslos und rang nach Fassung. Dann wurde ihr klar, daß es jetzt blitzschnell zu handeln galt. Rasch legte sie den fertigen Abschiedsbrief an den Vater auf die Schreibmappe, zog den Mantel an, die Mütze wurde in die Handtasche gestopft. Das Licht ließ sie brennen, mochte der Vater glauben, daß sie noch im Zimmer war! Sie verschloß die Zimmertür von außen und nahm den Schlüssel an sich. Dann lief sie eilig den hinteren Korridor entlang, zur Küche. Gottlob, Emma war nicht mehr da, sie mußte schon in ihrer Kammer sein. Eilig schob Vera den Riegel auf und hastete die gewundenen Steintreppen des Hinteraufgangs hinunter.

Die Haustür war noch offen, rasch winkte sie einen Wagen heran und stieg ein; aber erst, als er um die Ecke gebogen war, atmete sie befreit auf Die Flucht war gelungen! Jetzt begann das neue selbständige Leben in der Freiheit!

4.

Ludwig Holand hatte seine Ueberfahrt nach Brasilien diesmal nicht mit der gleichen Freude erlebt, die er sonst jedesmal empfand, wenn er wieder auf Vorposten ins Ausland gehen konnte. Allzusehr waren diesmal seine Gedanken in der Heimat festgehalten, unaufhörlich wanderten sie zurück zu Vera, die er gegen ihren Willen allein gelassen, die — das sagte er sich jetzt — doch viel zu jung war, um ihr Leben schon von verstandesmäßiger Ueberlegung leiten zu lassen.

In Southampton wäre er am liebsten noch einmal umgekehrt, doch begnügte er sich endlich damit, ein ermutigendes Telegramm an Vera zu senden.

Ueber Lissabon ging es dann weiter nach Madeira. Und hier begann wieder der südliche Frühling seinen alten Zauber auf ihn auszuüben. Ja, alles erschien ihm noch herrlicher als sonst, die Lebendigkeit der Welt noch gesteigert, ihre Buntheit noch farbiger, wenn er an das junge, lebensvolle Geschöpf in Deutschland dachte, das bald ganz ihm gehören würde.

Am fünfzehnten März kam er in Bahia an. Hier hatte er zunächst das Institut aufzusuchen, um Material und Weisungen für seinen Vorstoß in das Urwaldgebiet entgegenzunehmen.

Der Leiter des Instituts, der bejahrte Amerikaner Doktor Hudson, empfing ihn mit vertrauter Kameradschaftlichkeit. Er war glücklich, wieder in englischer Sprache mit jemand plaudern zu können, der die Staaten kannte.

Aber seine Miene war voller Sorge. Die neuen rätselhaften Krankheitsfälle um Goyaz hatten sich gehäuft. Verschiedene junge Facenderos, die dort im Urwaldgebiet ihre Pflanzungen angelegt hatten, waren erkrankt — ja, es hätte schon mehrere Todesfälle gegeben. Bis zum Spital in Bahia war kaum ein Kranker gelangt; sie waren dem schwierigen Transport nicht gewachsen, man hatte sie in Goyaz liegen lassen. Und die Aerzte dort waren ratlos.

„Was ergeben denn die Blutproben? Was ist bei den Sektionen herausgekommen?“ verlangte Ludwig Holand zu wissen.

„Echtes Gelbfieber, darüber besteht gar kein Zweifel“, erklärte Doktor Hudson. „Das eigenartige ist dabei, wie gesagt, daß in der Gegend um Goyaz noch niemals Aedes Aegypti beobachtet worden sind!“

„Und doch müssen sie da sein!“ erklärte Ludwig Holand entschieden. „Eine andere Moskitoart kommt hier in Brasilien für Gelbfieber nicht in Betracht. Ich werde also bei Goyaz eine neue Station einrichten.

Bitte geben Sie mir alles Notwendige mit. Gern hätte ich auch einen Geologen, der die Boden- und Wasserverhältnisse untersucht. Haben Sie jemand frei?“

Doktor Hudson überlegte einen Augenblick. „Ja, da ist kürzlich Doktor Martinique aus Algier zurückgekommen. Er ist noch ziemlich jung, hat aber schon Tropenerfahrung. Das ist der einzige, den ich Ihnen mitgeben könnte.“

„Gut, einverstanden!“ erklärte Ludwig Holand. „Ich werde einmal eine Aufstellung über alles benötigte Material machen. Ich möchte sobald wie möglich aufbrechen! Die Regenzeit hat ja aufgehört?“

„Vor ein paar Tagen erst. Aber da werden Sie gerade eine angenehme Fahrt haben.“

Abends, beim kameradschaftlichen Zusammensein in Hudsons gastlicher Junggesellenwohnung, lernte Holand den Franzosen Doktor Martinique kennen. Er fühlte sich sofort bei der ersten Begrüßung unangenehm berührt. Dieser überschlanke, kleine Mensch hatte einen flackrigen Blick, sein Mund verzog sich beim Lachen zu einer häßlichen Linie und der Druck seiner feuchten Hände war schlaff und kraftlos.

Fortsetzung umseitig

Die Insel der Verbannten

ROMAN VON EVA WENDORFF

Copyright by Aufwärts-Verlag, Berlin NW 7

8] Nachdruck verboten

Am liebsten hätte Holand dem Kollegen Hudson erklärt, daß er vorzöge, allein zu reisen und auf die Mitarbeit des Geologen verzichten wolle. Aber das war nicht gut angängig. Er hätte den alten Herrn gekränkt, und auch rein sachlich war es so, daß er den Fachmann nicht entbehren konnte.

Martinique sprach nicht deutsch. Sein Englisch war mangelhaft. Dafür beherrschte er fließend das Portugiesische. Auch dieser Umstand war für die Expedition und ihr Gelingen von einiger Bedeutung.

Der Franzose begann sogleich, den Neuankömmling über Europa auszufragen, er war jahrelang nicht in der Heimat gewesen und konnte sich von europäischer Lebensart kaum noch eine Vorstellung machen.

„Verlobt sind Sie auch, Herr Kollege?" meinte er endlich, mit einem vielsagenden Blick auf Holands Ring, der noch nichts von seinem Glanz der Neuheit eingebüßt hatte. „Sie haben Mut!"

„Wie meinen Sie das?" fragte Ludwig Holand, unangenehm berührt. „Und was heißt ‚Mut' in diesem Falle?"

„Na, daß Sie auf lange Zeit hierher gehen und Ihr Bräutchen drüben allein lassen!" Martinique zeigte bei seinem verzerrten Lachen seine gelb geräuchten Zähne. „Sie glauben doch nicht, daß sie Ihnen so lange treu sein wird?" Und da der Arzt auffahren wollte, setzte er rasch hinzu: „Oder — Sie haben vielleicht eine ferröse Dame, vielleicht eine Witwe mit Kind gewählt? Dann wäre es schon etwas anderes."

Ludwig Holand setzte sein Glas mit Whisky-Soda hart auf den Tisch. Er wußte nicht, was ihn am meisten reizte: die Anspielung auf seine vorgeschrittenen Jahre, die Verdächtigung Veras oder das vielsagende, impertinente Lachen dieses Menschen. „Wen und wie ich gewählt habe — das kann Ihnen wohl höchst gleichgültig sein!" Er zwang sich gewaltsam zu einer ruhigen Antwort. „Im übrigen aber: bei uns gibt es noch Frauentreue! Wenn Sie so etwas nicht zu kennen scheinen, so tun Sie mir leid!" Er stand auf und suchte sich einen anderen Platz an einem entfernten Tische.

Ein paar Tage später brachen sie auf, Holand selbst, Doktor Martinique und der portugiesische Laborant. In Goyaz würden sie weitere Helfer zum Vorstoß in den Urwald für ihre Expedition verpflichten.

Mit ihrem Lastauto mußten sie auf der schlechten Straße mit einer mindestens dreitägigen Reisedauer rechnen. Zunächst fluchte Ludwig Holand innerlich, daß es so langsam vorwärts ging, daß es immer wieder Umwege und unvorhergesehenen Aufenthalt gab. Aber er fand sich allmählich mit dem ungewohnten Tempo ab. Er wußte ja, die Leute hier in den Tropen hatten Zeit. Der einheimische Chauffeur, ein gewandter Mulatte, ließ sich nicht einen Augenblick aus der Ruhe bringen. Ging es nicht weiter — nun, dann wurde eben wieder ein Aufenthalt eingelegt, bis sich Rat fand.

Die fruchtbaren Ebenen westlich Bahia hatten sie bald hinter sich gelassen. Nun ging es durch die Campos, die jetzt, nach der Regenzeit, im frischen Grün prangten, und auf denen die weidenden Rinder, Pferde und Maultierherden reichlich Nahrung fanden. Die haarigen Grasbüschel waren oft bis zu meterhohen Stauden aufgeschossen, und sogar das sonst so kümmerliche Buschwerk, die Carascos, zeigte einen dichten Blattbestand.

Hier auf der Hochebene wehte Tag und Nacht ein frischer Wind, der die sengende Sonne jederzeit erträglich machte. Je mehr sie sich aber am vierten Tage endlich Goyaz näherten, desto drückender wurde die Luft.

Goyaz, die Hauptstadt der Provinz, liegt mitten im Talkessel. Wohl fließt hier in reißendem Fall der Rio Vermelho vorüber, aber er bringt keine Kühlung, und der Südostpassat erreicht die eingeschlossene Mulde nicht.

Seit ein paar Jahren war Ludwig Holand nicht in dieser Hauptstadt gewesen, die ihrer Einwohnerzahl nach einer provinziellen Kleinstadt in Deutschland gleichkam. Noch nie war sie ihm so trostlos erschienen wie jetzt im unbarmherzigen Sonnenlicht, in dem die weißgetünchten niedrigen Häuser mit ihren kümmerlichen Fenstern aus Marienglas in regelloser Unordnung dalagen.

Aber jetzt war man endlich am Ziel. Von hier aus sollte der Vorstoß in den Urwald erfolgen, der wenige Kilometer jenseits der Stadt begann.

Holand und seine Begleiter waren im Hause des brasilianischen Arztes Doktor Morero untergebracht. Zu seinem Aerger war Holand gezwungen, mit Martinique ein Zimmer zu teilen. Um nicht wieder den Anzüglichkeiten des Begleiters ausgesetzt zu sein, vermied er jedes persönliche Wort; was er äußerte — und er sprach überhaupt nicht viel —, war rein sachlich bedingt und dienstlich begründet.

Morero benutzte den erwünschten Besuch, der etwas Abwechslung in sein eintöniges Leben brachte, um alle Freunde und Bekannten aus der Stadt einzuladen. Reiche Herren großer Herden und verarmte Minenbesitzer, Kaffeepflanzer und Exporteure fanden sich zusammen, ihre üppigen, dunklen Frauen, ihre schlanken, modern gekleideten Töchter begleiteten sie. Es wurde getrunken, Hasard gespielt und getanzt bis in die frühen Morgenstunden. Ludwig Holands stattliche Erscheinung, seine Blondheit, seine ruhigen blauen Augen wirkten fremdartig in diesem Kreise dunkler Menschen, mancher lockende Blick aus schwarzen Frauenaugen flog zu ihm herüber, manche weiche, beringte Hand faßte die seine beim Tanz mit leisem, bedeutungsvollem Druck. Holand blieb höflich und kühl. Der brünette Reiz dieser Frauen bedeutete ihm nichts, und was war das blumengleiche Dasein dieser Südländerinnen im Vergleich zu Veras lebensvoller Frische, was besagten diese glatten, gedankenleeren Stirnen, wenn er an Veras kapriziöses, problemgefülltes Köpfchen dachte.

Er war hierher gekommen, um zu arbeiten, er brauchte keine Zerstreuung, davon hatte er in Europa genug gehabt. Er war froh, als diese Tage einer forcierten Gastlichkeit vorüber waren, als er endlich mit seinen Begleitern zur Urwaldreise aufbrechen konnte.

Sie ließen die Lastautos mit den Brutschränken, den Zentrifugen, den Glasgeräten und dem Operationsmaterial voraus fahren, soweit sie eben kamen, die Männer selbst machten sich beritten, auf flinken Halbblutpferden, ging es in raschem Trab durch die westlich gelegenen Campos, die bald in die unwegsamen Caatingawälder übergingen. Die Wege waren hier schmal und dornig, dichtes Unterholz bedeckte den Waldboden. Hecken stachliger Mimosen und Bromelien durchzogen die Landschaft. Der Urwaldcharakter machte sich schon durch die überall üppig wuchernden langarmigen Schlingpflanzen bemerkbar.

Bald begann ein neues Flußgebiet, an seinen Ufern dehnte sich, oft nur wenige Kilometer breit, der Urwald. Und hier stand neuerbaut auf den Resten der vor einigen Jahren errichteten Station das Barackenlager, hier waren, in primitivster Weise erbaut und eingerichtet, die Laboratoriumsräume untergebracht. Etwas abseits ein paar Wohnbaracken, am anderen Ende die der Kranken.

Es waren ein paar schwerkranke junge Männer, die man nicht nach Goyaz hatte transportieren können. Ein brasilianischer Arzt und sein Gehilfe waren um sie bemüht, aber es fehlte an allem Pflegematerial.

Ludwig Holand fand sofort eine Fülle von Arbeit. Jetzt, da es einzurichten, zu arbeiten, zu disponieren galt, war er in seinem Element. Willig und selbstverständlich fügten sich alle Expeditionsmitglieder, auch Doktor Martinique, seinen kurzen und präzisen Anordnungen, das ruhige und klare Herrentum dieses blonden Mannes wirkte beispielgebend für alle Faulen und Kopflosen.

Zunächst galt es, die Kranken zu versorgen und zu retten, was zu retten war.

Meist waren sie von der schwersten Form des Gelbfiebers, der Anurie, betroffen worden. Da konnte man wenig mehr tun, als Linderungsmittel zu geben, damit sie die beängstigende Herzschwäche, den entsetzlichen Druck auf der Magengegend weniger qualvoll empfanden. Im übrigen mußte man hoffen, daß die Natur sich selbst half.

Am vierten, fünften Tage hatte sich das Schicksal dieser Kranken meist schon entschieden. Wenn dann Delirium eintrat, wenn schmerzvolle Zuckungen den erschöpften Körper auf dem Lager hin und her warfen, dann war nichts mehr zu hoffen. Man konnte dann nur noch durch eine Einspritzung die letzten Qualen der Unglücklichen, die eine völlig gelbe Hautfarbe zeigten, ein wenig lindern.

Nach wenigen Tagen waren von den dreizehn Kranken schon vier gestorben. Holand mußte sich entschließen, die Leichen zu sezieren, um Wesen und Ursache dieser plötzlichen, ungeklärten Krankheitsfälle festzustellen.

Doktor Martinique hatte inzwischen mit dem Chauffeur und ein paar einheimischen Arbeitern Vorstöße in den Urwald unternommen. Zum Teil war er hier schon gerodet worden, die Blockhütten waren erbaut, die erste Ernte würde bald bereit sein für die, die nicht mehr ernten konnten.

Jetzt, nach beendeter Regenzeit, hatten sich überall Wassertümpel gebildet, die beliebten Brutplätze für die unheilvollen Moskitos. Martinique ließ, soweit angängig, die Tümpel zuschütten; er suchte mit seinen Gehilfen weiter nach etwa verborgenem, stehendem Gewässer.

Bald war man am Flußlauf, dem reißenden Rio Araa Tocantino, dem einen Arm des mächtigen Doppelstroms von Nord-Goyaz, angelangt. Er war jetzt über seine Ufer getreten, und die schlanken Stämme der Palmen, die mächtigen Baumriesen der Yatoba und Inga Edulis standen hier unten tief im Wasser. Oben, im schaukelnden Geflecht der Lianen, jagten sich kreischend die Affen.

Schon in den nächsten Tagen wurde es am Waldrande unerträglich heiß. Der wolkenlose Himmel glich einer bläulichen Milchglasglocke, unter der die Luft unbewegt und bleiern stand. Die Männer auf der Station waren sämtlich tropengewohnt, sie litten nicht zu sehr unter der Hitze. In der Mittagszeit war es freilich nicht möglich, die Arbeiten fortzuführen, aber abends war Ludwig Holand noch lange bei den Kranken, bis in die Nacht hinein war er im Laboratorium beschäftigt. Martinique, der das Tageslicht für seine Untersuchungen brauchte, zog gleich nach Sonnenaufgang in den Wald, um am späten Vormittag in seine Wohnbaracke zurückzukehren, wo er zu einem vielstündigen Schlaf der Erschöpfung niedersank.

In den Abendstunden gingen dann die einheimischen Gehilfen auf die Moskitojagd. Holand ließ die erjagten Tiere präparieren und sandte sie auf die Forschungsstation nach Bahia, dort würde man feststellen, zu welcher Art sie gehörten. In diesem Falle kam es hier darauf an, die Kranken und sämtliche anderen Stationsmitglieder vor Moskitostichen zu schützen, jeder wußte, daß hier in dem winzigen Stachel eines dieser Tierchen der Tod lauern konnte.

Bald aber sollten die Männer, die dort im Urwalddickicht auf Vorposten arbeiteten, gewahr werden, daß dies keineswegs die einzige Gefahr war, die ihnen drohte. Es gab da noch manche andere lebensgefährdende Elemente, die fast noch unheimlicher waren als die Moskitos.

Martinique war der erste, der auf einem morgendlichen Streifzug durch das Dschungel auf einen Trupp Indianer stieß. Es konnte sich dabei nur um Reste des Anahukua-Stammes handeln, die hier im Urwald verborgen lebten, und die, das hatte man von anderen Forschern oft gehört, von einer unversöhnlichen Feindschaft gegen alle Weißen besessen waren. Schon manche Forschungsexpedition hatte hier kehrtmachen müssen, da aus dem Hinterhalt vergiftete Pfeile geflogen waren, die meistens ihr Ziel erreichten. Sie riefen schwere Vergiftungserscheinungen hervor, bei denen auch die Jodbehandlung oft wirkungslos blieb, dann starben die Betroffenen nach wenigen Stunden einen qualvollen Tod.

Als Martinique Holand sein Erlebnis berichtete, runzelte der Arzt die Stirn. Das war ein böser Zwischenfall! Denn es war klar, daß die Indianer den Weißen bemerkt hatten, daß sie auch sicherlich seinen Spuren gefolgt waren und das Lager ausgekundschaftet hatten. Jetzt blieb nichts anderes übrig, als Tag und Nacht auf der Hut zu sein.

Es dauerte auch nur sechsunddreißig Stunden — da schlugen mitten in der Nacht die Hunde an. Holand sprang hastig von seinem Lager auf, wo er halb angekleidet gelegen hatte. Jetzt wurde es ernst. Ohne Licht zu machen, ergriff er sein Gewehr und war mit ein paar schnellen Schritten draußen.

Hier auf dem freien Platz, im Innern des Lagers, hatten sich, wie verabredet, alle kampffähigen Männer der Station in wenigen Minuten zusammengefunden. Holand gab halblaut einen Befehl, und geräuschlos eilte jeder an seinen vorher bestimmten Platz an der Umzäunung. Prüfend stellte Holand fest, daß der Mond zwar schon untergegangen war, daß es aber trotzdem hell genug war, um mit dem Glase jede Annäherung vom Walde her beobachten zu können. Es war nicht das leiseste Geräusch zu hören, und doch war Holand sicher, daß die Indianer ganz nahe sein mußten. Die Hunde hatte er eingesperrt, sie sollten nicht verraten, daß man hier auf Posten stand.

Und richtig! Da schlich etwas am Waldrande entlang. Holand hob sein Zeißglas und bemerkte eine Rotte Indianer, ihr phantastischer Kopfputz, die riesigen Schilde, die geduckten dunklen Leiber, alles war deutlich zu erkennen. Er gab das verabredete Zeichen und hob selbst die Büchse. Im nächsten Augenblick krachte eine Salve aus vielen Gewehrmündungen, sie erschütterte die nächtliche Stille mit einem knallenden Ton und dröhnte als dumpfes Echo aus dem Waldesdunkel zurück. Ein lautes Geschrei aus den Reihen der Rothäute antwortete auf die Schreckschüsse. Sofort machte die ganze Horde kehrt und ergriff die Flucht.

Holand war entschlossen, auf die Verfolgung zu verzichten.

Ueberzeugt, daß die Angreifer, von abergläubischer Furcht ergriffen, sicherlich nicht wiederkehren würden, begnügte er sich damit, ihnen noch ein paar Schreckschüsse nachzusenden.

Zufrieden trat er von der Umzäunung zurück und schickte sich an, in seine Baracke zu gehen. Da glaubte er hinter sich ein leises Geräusch zu hören, ein Knistern, ein fast unmerkliches Rascheln.

Rasch wandte er sich um und sah sich einem Indianer gegenüber. In geduckter Stellung kauerte er an einer Palisade, bereit, ihn anzuspringen. Blitzschnell fuhr Holands Faust zu und traf den unheimlichen Gegner unter das Kinn. Lautlos knickte der Mann zusammen.

Er wurde entwaffnet und in einen gesonderten Raum in Gewahrsam gebracht. Man hatte also einen Gefangenen. Holand überlegte, ob es überhaupt richtig war, diesen Mann dazubehalten, seine Stammesgenossen würden vermutlich alles daransetzen, ihn zu befreien. Sollte man ihn töten? Oder ihn einfach laufen lassen?

Am anderen Morgen war Holand sich darüber klargeworden, wozu er diesen Gefangenen gebrauchen konnte. Er würde ihn einstweilen dabehalten, mochte es auch unklug sein, wenn man von der Notwendigkeit ausging, mit dem gefährlichen Indianerstamm Frieden zu halten.

Aber in ihm überwog das ärztliche Interesse alle Bedenken. Er war glücklich, endlich hatte er die längst entbehrte Versuchsperson gefunden.

Freudestrahlend sprach er mit Martinique von seinem Plan. Der Franzose verstand ihn zuerst gar nicht. Wozu brauchte er hier im Urwald eine Versuchsperson? Wollte er etwa Experimente machen? Sie hatten hier auf ihrem gefahrvollen Posten wahrhaftig anderes zu tun!

Aber Holand versuchte, dem Kollegen die Notwendigkeit dieses Experiments mit beredten Worten klarzumachen. Sie waren doch nicht nur hier, um Kranke zu heilen und Moskitos zu beseitigen, ihre nächste wichtige Aufgabe war doch die Erforschung des Gelbfiebers. Noch immer waren sich die Fachleute nicht einig über die Art der Uebertragung der Krankheit; während die einen ausschließlich den Moskitostich für die Ursache der Ansteckung hielten, gab es auch immer noch Gelehrte, die an eine direkte Uebertragung von Mensch zu Mensch glaubten. Zu diesen gehörte auch Professor Aichinger — das wußte Holand.

(Forts. folgt)

Lies Dein Heimatblatt, die Brockauer Zeitung

Bestellungen werden in der Geschäftsstelle und von den Zeitungsboten jederzeit entgegengenommen.

Aus Brockau und Umgegend.

Brockau, den 31. Oktober 1939.

Gesinnung kann erst dann Dichtung werden, wenn sie nicht nur Gefühle aufrührt, sondern durch Gestaltung zu einem Erlebnis erhoben wird, das über den bloßen Gefühlsbestand hinauswirkt und in den bildnerischen Aufbau des Menschentums führt.
E. G. Kolbenhoyer.

1. November.

1500: Der italienische Goldschmied und Bildhauer Benvenuto Cellini in Florenz geb. (gest. 1571). — 1880: Der Grönlandforscher Adolf Wegener in Berlin geb. (gest. 1930). — 1895: Max Skladanowsky (geb. 1863) führt den ersten öffentlichen Film im Berliner Wintergarten vor. — 1914: Deutscher Seesieg unter Vizeadmiral Graf v. Spee bei Coronel (Küste von Chile) über die Engländer. — Hindenburg wird „Oberbefehlshaber Ost".

Sonne: A. 6.54, U. 16.32; Mond: U. 10.57, A. 19.48.
Mond in Nordwende.

2. November.

1642: Zweite Schlacht bei Leipzig (Breitenfeld); Sieg der Schweden über die Kaiserlichen. — 1766: Der österreichische Feldmarschall Josef Wenzel Graf Radetzky in Trzebnitz geb. (gest. 1858). — 1846: Der schwedische Dichter Esaias Tegnér in Oestrabo bei Växjö gest. (geb. 1782).

Sonne: A.: 6.56, U.: 16.30; Mond: U.: 11.45, A.: 20.53.

Hier spricht die
NSDAP. Ortsgruppe-Nord!

Mittwoch, den 1. November 1939, 20 Uhr
öffentliche Kundgebung
im großen Saale des Pg. Warkus, Hauptstr. 1
Es spricht Kreisredner Pg. Fuchs
Einlaß um 19 Uhr. Ab 19½ Uhr Konzert.
Klar, Ortsgruppenleiter.

Neuregelung der Seifenabgabe

Laut Anordnung der Reichsstelle für industrielle Fettversorgung ergeben sich im November gegenüber der bisherigen Bezugsregelung folgende Abweichungen:

Der Verbraucher erhält ab 1. November gegen den Abschnitt „1 Stück Einheitsseife B" der Reichsseifenkarte 1 Stück sogenannte Einheitsfeinseife mit einem Gewicht von etwa 80 Gramm, da sich bei dem Bezug von Feinseife bisher wegen des unterschiedlichen Gewichtes der im Handel befindlichen Seifenstücke gelegentlich Schwierigkeiten ergeben haben. Die noch im Handel befindlichen Mengen an sonstigen Feinseifen bleiben nunmehr der Abgabe gegen Zusatzseifenkarte vorbehalten.

Auf Abschnitt „Seifenpulver B" werden ein Normalpaket Wasch-(Seifen-)Pulver (etwa 250 Gramm) oder ein Doppelpaket Waschmittel für Feinwäsche oder 150 Gramm Schmierseife oder 100 Gramm Kernseife (feste Haushaltsseife) ausgegeben.

Kriegsmarine stellt ein

Marineoffizier- oder Baubeamtenanwärter.

Auf Grund der Kriegsverhältnisse beabsichtigt das Oberkommando der Kriegsmarine, den Friedenseinstellungsjahrgang 1941 (d. h. Schüler höherer Schulen, die ab 1. 4. 40 die 8. Klasse besuchen) bei Bewerbung zum 1. 10. 1940 einzuberufen. Hierbei ist Voraussetzung, daß die vom Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung erlassenen Richtlinien auf den Bewerber Anwendung finden, nach welchen Schülern auf Grund der nachgewiesenen Einberufung zum Dienst in der Wehrmacht die Reife zuerkannt werden kann, wenn Führung und Klassenleistung des Schülers diese Maßnahme rechtfertigen.

Merkblätter über diese Laufbahnen sind bei der Inspektion des Bildungswesens der Marine (Einstellungsabteilung) bzw. beim zuständigen Wehrbezirkskommando anzufordern. Das Lebensalter der Bewerber soll am 1. Oktober des Einstellungsjahres im allgemeinen nicht mehr als 22 Jahre betragen. Die Höchstgrenze ist 24 Jahre. Einstellungsgesuche mit den vollständigen Unterlagen sind an die Inspektion des Bildungswesens der Marine (Einstellungsabteilung) in Kiel einzureichen. Die Meldefrist läuft vom 15. 10. 1939 bis 15. 5. 1940.

Neue Bestimmungen über den roten Winkel

Der Reichsverkehrsminister spricht den Zulassungsstellen seinen Dank für die bei der Durchführung der Verordnung über die Weiterbenutzung von Kraftfahrzeugen geleistete Arbeit aus und gibt ihnen gleichzeitig Richtlinien für die weitere Tätigkeit. Als Ziel der Verordnung bezeichnet der Minister die Drosselung der Benutzung von Personenkraftwagen und Krafträdern auf 15 Prozent des Bestandes vor Kriegsausbruch, also die Stillegung von 85 Prozent. Die Drosselung soll nicht schematisch erfolgen. Sie wird in manchen Bezirken bis auf 10 oder 8 Prozent möglich sein, in anderen mit Rücksicht auf die Verkehrsbedürfnisse nicht bis auf 15 Prozent erfolgen können. Wo ein dichtes öffentliches Verkehrsnetz vorhanden ist, namentlich in den Großstädten, wird im allgemeinen unter 15 Prozent heruntergegangen werden können. Mit der Drosselung des Personenverkehrs soll eine bessere Versorgung des Güterverkehrs erreicht werden. Lastkraftwagen sollen deshalb in der Regel bewinkelt werden. Bei Verneinung des öffentlichen Interesses für einen bestimmten Betrieb kann gegebenenfalls Verwendung an anderer Stelle in Frage kommen. In Zukunft wird auch bei den von Wehrersatzinspektionen beorderten oder freigestellten Kraftfahrzeugen in jedem Einzelfall, bei bereits bewinkelten Fahrzeugen im Wege der Nachprüfung, streng untersucht werden, ob ein öffentliches Interesse an der zivilen Weiterbenutzung besteht. Bei Lastkraftwagen ist eine solche Nachprüfung in der Regel nicht nötig. Im übrigen stellt der Minister fest, daß über die Bewinkelung die Umstände des Einzelfalles entscheiden. Auch soziale Gesichtspunkte sind dabei zu berücksichtigen. Familienväter, Kriegsbeschädigte und Opfer der Arbeit werden die Entscheidung über die Weiterbenutzung ihres Fahrzeugs oft durch Hinweis auf ihre persönlichen Verhältnisse erleichtern können. Der Mißbrauch eines bewinkelten Fahrzeugs soll rücksichtslos verfolgt werden. Mißbrauch kann auch der betreiben, der den Wagen zur Verfügung gestellt hat oder darin mitgefahren ist. Gegenüber allen Beteiligten ist zu prüfen, ob neben der Entfernung der roten Winkel weitere Maßnahmen erforderlich sind. Personenwagen mit Anhänger dürfen in der Regel nur als Einheit weiterbenutzt werden. Zur wirksamen Ueberwachung sollen die roten Winkel nur auf dem vorderen Kennzeichenschild des Wagens und dem hinteren des Anhängers angebracht werden, nicht aber auf dem hinteren Schild des Kraftwagens. Aerzte können die roten Winkel bekommen, wenn sie in größerem Umfange Hausbesuche zu machen haben, Landwirte, wenn ihnen Pferd und Wagen nicht mehr zur Verfügung stehen. Auch bei Jagdausübungsberechtigten ist im Einzelfall zu prüfen, ob zur Durchführung der Abschußpläne oder zur Hege des Wildes die Benutzung eines Kraftfahrzeugs im öffentlichen Interesse liegt. Hinsichtlich des Hubraums ist mit weiteren Verschärfungen im Augenblick nicht zu rechnen, insbesondere sollen Personenwagen über 1,7 Liter nicht allein wegen ihres Hubraums stillgelegt werden. Die ständige scharfe Nachprüfung der Weiterbenutzung der Kraftfahrzeuge ist in Zukunft die Hauptaufgabe der Zulassungsstellen. Dabei sollen sie auch Anregungen aus dem Publikum nachgehen, nicht jedoch anonymen Anzeigen.

Freiwillige Feuerwehr und Pflichtfeuerwehr

Nach weiteren Durchführungsverordnungen zum Gesetz über das Feuerlöschwesen, die am 27. November in Kraft treten, ist die Freiwillige Feuerwehr eine technische Hilfspolizeitruppe für Hilfeleistungen bei öffentlichen Notständen aller Art. Sie ist eine gemeindliche Einrichtung und hat im Auftrag des Ortspolizeiverwalters insbesondere die Gefahren abzuwehren, die durch Schadenfeuer drohen, und die Aufgaben zu erfüllen, die ihr zur Durchführung des Luftschutzes gestellt werden. In Gemeinden, in denen eine Feuerschutzpolizei besteht, ist neben dieser eine Freiwillige Feuerwehr aufzustellen, wenn die Feuerschutzpolizei im Hinblick auf die örtlichen Verhältnisse der Ergänzung bedarf. In die Freiwillige Feuerwehr können nur gesunde und kräftige Männer deutscher Staatsangehörigkeit aufgenommen werden, die als Volksgenossen einen guten Ruf haben und jederzeit rückhaltlos für den nationalsozialistischen Staat eintreten. Sie dürfen nicht jünger als 17 und nicht älter als 55 Jahre sein. Die Feuerwehrmänner dürfen weder der Technischen Nothilfe, noch dem Roten Kreuz, noch einer Werkfeuerwehr angehören. Juden können nicht der Freiwilligen Feuerwehr angehören. Jüdische Mischlinge können nicht Vorgesetzte sein. Bei der Aufnahme erhält der auf den Führer zu vereidigende Feuerwehrmann einen Feuerwehrpaß. Der aktive Feuerwehrdienst endet mit Vollendung des 60. Lebensjahres. Mit Inkrafttreten dieser Neuordnung werden die von den Freiwilligen Feuerwehren gebildeten Vereine und Verbände aufgelöst. Die Pflichtfeuerwehr ist gleichfalls eine technische Hilfspolizeitruppe mit den gleichen Aufgaben wie die Freiwillige Feuerwehr. Eine Pflichtfeuerwehr ist in einer Gemeinde dann aufzustellen, wenn eine Freiwillige Feuerwehr nicht zustande kommt oder die bestehende Freiwillige Feuerwehr allein keinen ausreichenden Feuerschutz gewährleistet. Der Ortspolizeiverwalter hat die erforderlichen Kräfte durch polizeiliche Verfügung heranzuziehen. Dienstpflichtig in der Pflichtfeuerwehr ist jeder männliche Einwohner der Gemeinde vom vollendeten 17. bis zum vollendeten 65. Lebensjahr, der die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt. Befreit von dieser Dienstpflicht sind Amtsvorstände, aktiv Dienende, Polizeivollzugsbeamte, körperlich Untaugliche oder durch ihr öffentliches Amt bzw. ihre Berufspflichten gegenüber der Volksgemeinschaft Behinderte.

Das Kriegsrisiko der Sterbekassen

Unter Aufhebung der geltenden Regelung hat das Reichsaufsichtsamt für Privatversicherung für die Sterbekassen, soweit sie kleinere Versicherungsvereine sind, neue, ab 1. September 1939 geltende Bestimmungen erlassen. Danach deckt die Versicherung für Kriegsteilnehmer und Nichtkriegsteilnehmer die Kriegsgefahr, und zwar ohne Wartezeit, derart, daß beim Tod des Versicherten im Zusammenhang mit Kampfhandlungen oder anderen kriegerischen Ereignissen die volle Versicherungsleistung gewährt wird. Soweit es bisher nicht geschehen ist, sind die Leistungen nachzuzahlen. Dieser Versicherungsschutz ist bei den alten Versicherungen ohne Erhebung von Beitragszuschlägen zu gewähren. Dagegen ist bei allen Sterbegeldversicherungen, die nach dem 13. August beantragt sind oder künftig beantragt werden, neben den Beiträgen ein einmaliger Gefahrenzuschlag zu erheben, wenn die Versicherungssumme über 500 RM. beträgt. Der Gefahrenzuschlag beträgt 1 Prozent des über 500 RM. hinausgehenden Teiles der Versicherungssumme. Darüber hinaus erhobene Gefahrenzuschläge sind zurückzuerstatten, ebenso etwaige Beiträge, die zur Ablösung von Wartezeiten erhoben worden sind. Betriebssterbekassen und ähnliche Kassen haben beim Neuabschluß von Versicherungen diesen Versicherungsschutz auch bei Versicherungssummen von mehr als 500 RM. ohne Erhebung des Gefahrenzuschlages zu übernehmen, soweit die beitretenden Mitglieder zum Abschluß der Versicherung verpflichtet sind. Die Rechtsfolgen, die für den Fall der Nichtzahlung der Beiträge vorgesehen sind, treten nicht ein, wenn die Mitglieder ohne ihr Verschulden verhindert sind, die nach dem 25. August fällig gewordenen Beiträge zu entrichten. Die Kassen können aber die ausstehenden Mitgliederbeiträge von ihren Leistungen absetzen.

Nerven kräftigen das Wohlbefinden steigern durch verbesserte Blutbeschaffenheit, lebhafte Schlackenausscheidung, gute Verdauung u. Darmtätigkeit. Heidekraft, d. seit Jahr. bekannte Mineralsalz-Kräuterpulv., wird tagtägl. von vielen gelobt. — In Apoth., Drogerien u. Reformhäus. 40 Tage-Pack. 1,80, Doppel-Pack. 3,30 (Pulv. od. Tabl.) **Heidekraft**

Ein Volk – ein Wille – ein Ziel

Es ist ein frommer Wunsch der englischen Kriegshetzer gewesen, durch das Abwerfen etlicher tausend Flugblätter Zwiespalt zwischen dem deutschen Volk und seiner Führung zu säen. Daß das genaue Gegenteil eingetreten ist, davon kann sich der unbefangene Beschauer tagtäglich überzeugen.

Im Mittelpunkt der gesamten Arbeit, die an der inneren Front geleistet wird, steht die Partei, und hier kommt gerade den Kreisleitungen eine besondere Bedeutung zu, bilden sie doch das Zentrum der von der gesamten Bewegung gerade in dieser Zeit zu erfüllenden Aufgaben. Die Organisation großer Kundgebungen und Aufmärsche ist jetzt in den Hintergrund getreten und abgelöst worden durch eine besonders vielgestaltige, den Aufgaben der Partei und Volksgenossen Rechnung tragende Kleinarbeit. Kleinarbeit nicht in dem Sinne, daß irgendwelche belanglose Dinge erledigt werden, sondern daß alle die großen und kleinen Wünsche, Nöte und Sorgen, die aus den verschiedensten Kreisen der Bevölkerung an die Partei herangetragen werden, nach Möglichkeit erfüllt werden. Der oberste Grundsatz lautet: Niemand, der zu einer Parteidienststelle kommt, darf sie verlassen, ohne nicht mit seinem Anliegen einen Schritt weiter gekommen zu sein. Es gehört oft viel Geduld dazu, um sich das, was nun gerade einem Politischen Leiter vorgetragen wird, anzuhören und schnell den Kern der Dinge herausschälen zu können. Aber diese Mühe wird tausendfach belohnt durch ein paar schlichte Worte des Dankens und einen herzlichen Händedruck dessen, dem die Partei mit Rat und Tat zur Seite gestanden hat. Die Männer, die hier unermüdlich tätig sind und wahrlich keinen Achtstundentag kennen, wissen, daß sie als die Exponenten des politischen Willens des Nationalsozialismus gerade in der Jetztzeit, die die Anspannung aller Kräfte erfordert, besonders wichtige und vordringliche Aufgaben zu lösen haben.

Das Wort: „Die Partei wird schon helfen!" ist jetzt in aller Munde, wenn jemanden irgendeine Sorge bedrückt. Bereits in diesen sechs Wochen hat die Bewegung gezeigt, daß sie die neuen Aufgaben, die an sie herangetragen worden sind, vollauf zu meistern imstande ist.

Rundfunk-Programm

Reichssender Breslau

Mittwoch, 1. November

6.30: Leipzig: Frühkonzert. — 9.30: Zwischenmusik (Schallplatten). — 11.00: Berlin: Konzert. — 12.00: Köln: Mittagskonzert. — 15.30: Berlin: Zeitspiegel der Jugend. — 16.00: Leipzig: Nachmittagskonzert. — 17.10: Deutschlands Recht auf Kolonien. Die deutsche Kolonialbewegung der Nachkriegszeit. — 18.00: Frauenleben — Frauenschicksal. Marie von Clausewitz. — 18.30: Deutschlandsender: Aus dem Zeitgeschehen. — 19.00: Berlin: Unterhaltungsmusik. — 20.15: Berlin: Großes Wunschkonzert für die Wehrmacht. — 22.50: Wir wielen auf! Else Wolff (Sopran), Hans Fidesser (Tenor), Arjuna Lenkoot (Harfe), Franz Bott (Plaudereien), das Kleine und das Große Orchester des Reichssenders Breslau. — 0.10 bis 1.00: Berlin: Konzert.

Donnerstag, 2. November

9.30: Berlin: Wir senden für die Landschule. — 11.00: Frankfurt a. M.: Konzert. — 12.00: Musik am Mittag. Das Kleine Orchester des Reichssenders Breslau. — 15.30: Für unsere Kinder. Was machen unsere Tiere, wenn der Winter kommt? — 16.00: Leipzig: Nachmittagskonzert. — 17.10: Schillers deutscher Traum. Einführung zu dem gleichnamigen Hörspiel. Von Hans Kyser. — Die Landsknecht' rücken an. Pimpfe singen Landsknechtslieder. Pimpfe der Rundfunkspielschar Breslau der HJ. — 18.30: Deutschlandsender: Aus dem Zeitgeschehen. — 19.00: Berlin: Unterhaltungskonzert. — 20.15: Schillers deutscher Traum. Hörspiel von Hans Kyser. — 22.50 bis 1.00: Aus Berlin: Unterhaltungsmusik.

Brockauer Sport-Nachrichten.

Spielergebnisse vom Sonntag

Reichsbahn-Sportgemeinschaft.

Fußball-Abteilung:
„Reichsbahn" — „Askania 2 : 3 (1 : 2).

T. V. „Friesen" Brockau

Handball-Abteilung:
„Friesen" Männer — „SSTV. Ohlewiesen" Männer 1 : 7 (1 : 4)
„Friesen" A-Jugend — „Breslau 02" „02" nicht angetreten.

* **[Betrunkene im Straßenverkehr.]** Am Sonnabend, den 28. Oktober mußten durch die hiesige Polizei wiederum zwei Personen in polizeiliche Schutzhaft genommen werden, weil sie in betrunkenem Zustande den öffentlichen Verkehr gefährdeten. Um 19 Uhr wurde ein Breslauer auf dem Rampenwege, und gegen 18 Uhr, und zwar zum wiederholten Male, ein Brockauer auf der hiesigen Breslauer Straße festgenommen. Der Brockauer tobte und lärmte bei der Festnahme und glaubte sich dadurch seinen angetrunkenen Mut kühlen zu können. Er wurde belehrt, daß sein in früheren Jahren oft gezeigtes Verhalten heute keinesfalls mehr angängig ist, indem er nach erfolgter Ausnüchterung zur Pflichtarbeit herangezogen wurde. Eine Warnung für alle diejenigen, die noch immer glauben, sich den zur Aufrechterhaltung der Sicherheit und Ordnung getroffenen Bestimmungen widersetzen zu können.

* **[Anzeige wegen Jagdvergehens.]** Nach einer Anzeige eines Brockauers hat kürzlich ein Unbefugter auf dessen Gelände in Brockau die Jagd ausgeübt.

* **[Wegen Wirtschaftsgefährdung angezeigt.]** Wir berichteten vor einigen Tagen, daß ein Händler hier zur Anzeige gebracht worden sei, weil er den Höchstpreis für Geflügel überschritten hatte. Er glaubte nun sich dafür rächen zu können, indem er das von ihm schon seit langer Zeit zum Markte gebrachte Geflügel plötzlich fernhielt. Es ist gegen ihn Anzeige wegen Wirtschaftsgefährdung erstattet worden, denn es kann auf keinen Fall geduldet werden, daß Eigennutz vor Gemeinnutz gestellt wird, ganz besonders in der heutigen Zeit nicht, in der ein jeder seine Pflicht zum Wohle des Volksganzen nach seinen besten Kräften zu erfüllen hat.

Vergütung für die Inanspruchnahme von Lastkraftwagen. Mit Wirkung vom 1. November 1939 werden durch Runderlaß des Reichsministers des Innern die Vergütungssätze für die Inanspruchnahme von Lastkraftfahrzeugen (Lastkraftwagen, Sattelschlepper, Zugmaschinen) und Anhängern auf Grund des Reichsleistungsgesetzes durch Bedarfsstellen außerhalb der Wehrmacht abgeändert. In Zukunft sind für die durch die Fahrbereitschaftsleiter zugewiesenen Fahrzeuge im Güternahverkehr keine höheren Beförderungspreise zu zahlen, als sie vor dem 1. September 1939 im freien Wirtschaftsverkehr galten. Im Güterfernverkehr bestimmen sich die Vergütungssätze nach den vom Reichsverkehrsminister bestimmten Tarifen.

Neue Tankausweiskarten und Mineralölbezugscheine ab 1. November. Amtlich wird bekanntgegeben: Die Tankausweiskarten und Mineralölbezugscheine Serie M verlieren am 31. Oktober ihre Gültigkeit. Ab 1. November darf Kraftstoff nur noch auf Tankausweiskarten und Mineralölbezugscheine Serie N bezogen werden. Die Aushändigung der Tankausweiskarten und Mineralölbezugscheine Serie N kann ab 30. Oktober bei den Wirtschaftsämtern beantragt werden. Tankausweiskarten für Dieselkraftstoff, die auf Liter lauten, berechtigen zum Bezug der angegebenen Menge in Kilogramm. Die Kraftstoffzuteilung wird nur für lebenswichtige Zwecke erfolgen. Insbesondere wird bei der Erteilung von Tankausweiskarten für Personenkraftwagen der strengste Maßstab angelegt werden. Von jedem Kraftwagenbesitzer wird erwartet, daß er den Wagen nicht zu privaten Zwecken, insbesondere nicht zum Besuch von Gaststätten, Theatern oder Ausflugsorten benutzt. Auch für berufliche Zwecke dürfen die Wagen nur verwendet werden, wenn das Ziel nicht mit öffentlichen Verkehrsmitteln erreicht werden kann. Wer mit Kraftstoff nicht sparsam umgeht, muß erwarten, daß er von dem Kraftstoffbezug völlig ausgeschlossen wird.

Mechanikerhandwerk erfaßt alte Maschinen. Der Reichsinnungsverband des Mechanikerhandwerks ist beauftragt worden, alte, nicht leistungsfähige Nähmaschinen, die außer Betrieb gesetzt worden sind, zu erfassen. Diese Maschinen sollen nach Instandsetzung bzw. Umänderung für Arbeiten verwendbar gemacht werden, die jetzt besonders notwendig sind. Nähmaschinen, -motoren, Untergestelle usw., die jetzt vielleicht achtlos auf Böden oder in Kellern herumliegen, werden fachmännisch hergerichtet werden.

Danziger Scheidemünzen gelten als Reichsmarkscheidemünzen. Eine im Reichsgesetzblatt erschienene zweite Durchführungsverordnung über die Einführung der Reichsmarkwährung im Gebiet der bisherigen Freien Stadt Danzig bestimmt, daß die auf 10 und 5 Pfennig Danziger Währung lautenden Scheidemünzen mit Inkrafttreten dieser Verordnung, d. h. dem 26. Oktober 1939, als Reichsmarkscheidemünzen im Nennwert von 10 und 5 Reichspfennig gelten.

Vergütungen im Luftschutz. Nach einer Verordnung des Reichsluftfahrtministers und Oberbefehlshabers der Luftwaffe erhalten die Kräfte des Luftschutzwarndienstes und des Sicherheits- und Hilfsdienstes bei Aufruf des Luftschutzes Vergütungen nach den Vorschriften für Notdienstpflichtige. Die Vergütungssätze werden durch den örtlichen Luftschutzleiter ausgezahlt. Die Neuregelung gilt mit Wirkung vom 26. August.

Reichsinstitut für ausländische und koloniale Forstwirtschaft. Der Reichsforstmeister gibt im Einvernehmen mit dem Reichserziehungsminister die Errichtung eines Reichsinstituts für ausländische und koloniale Forstwirtschaft in Hamburg bekannt. Das bisherige Institut in Tharandt in Sachsen beendet damit seine Tätigkeit. Zum Leiter des Reichsinstituts ist Professor Dr.-Ing. Heske bestimmt worden, der bisherige Leiter des Tharandter Instituts.

Frühkartoffelbau wird ausgedehnt. Die Aufgabe des Frühkartoffelbaues ist es, für einen reibungslosen Uebergang von den Speisekartoffeln alter Ernte zu den Kartoffeln neuer Ernte zu sorgen. In der Kriegswirtschaft ist es von ganz besonderer Bedeutung, daß keine Versorgungslücken entstehen. Deshalb darf für das Anbaujahr 1940 der zünftige Kartoffelanbau bis zu 25 Prozent gegenüber der Anbaufläche des Jahres 1939 ausgedehnt werden.

Dr. Frick besucht den deutschen Osten

Besichtigungsfahrt nach Westpreußen, Oberschlesien und dem Warthegau.

Reichsinnenminister Dr. Frick hat eine Besichtigungsfahrt nach Westpreußen, dem Warthegau und Oberschlesien angetreten. In seiner Begleitung befinden sich Staatssekretär Dr. Stuckart, ferner Ministerialdirektor Dr. Surén, sowie einige Referenten des Innenministeriums und Mitglieder seines persönlichen Stabes.

In Köslin, der Regierungshauptstadt Ostpommerns, fand eine Begrüßung durch den Gauleiter Pommerns, Oberpräsident Schwede-Coburg, und den Regierungspräsidenten Dr. Müller statt. Der Minister nahm Gelegenheit, das neue Regierungsgebäude zu besichtigen und zugleich mit beiden genannten Herren Fragen Ostpommerns zu besprechen, die ihn in Zusammenhang mit den neuen Aufgaben, die der deutsche Osten stellt, lebhaft interessierten.

Ansiedlung in Gotenhafen

2000 Baltenrückwanderer in drei Tagen untergebracht.

In den letzten drei Tagen sind über 2000 Rückwanderer aus Estland und Lettland in Danzig-Neufahrwasser eingetroffen und nach Adlershorst und Gotenhafen gebracht worden. In dem idyllisch gelegenen Badeort Adlershorst ist jetzt jede bezugsfähige Wohnung vergeben, so daß nunmehr die Ansiedlung in Gotenhafen erfolgt. Hierher gehen auch die Sonderzüge mit Rückwanderern, die zu Schiff in Königsberg eingetroffen sind. Helfer und Helferinnen der NSV. erwarten die Sonderzüge am Bahnhof, teilen die Quartierscheine aus, und während Hitlerjungen sich auf das Gepäck der Heimkehrer stürzen, besteigen die Baltendeutschen die bereitstehenden Autobusse, die sie in die fertiggestellten Wohnungen bringen.

Unter der Ueberschrift „Sieg des Glaubens" schreibt die „Rigasche Rundschau" zur Umsiedlung: Nie hat uns der Glaube gefehlt, daß eines Tages auch für uns die Stunde schlagen würde. Und heute — Adolf Hitler hat uns seine Hand entgegengestreckt, die wir dankerfüllt ergriffen haben, um sie nie wieder loszulassen. Wir haben immer daran geglaubt. Glauben ist nicht Wissen, Glauben ist Hingabe, Glauben ist die stärkste Macht der Welt. Wir besitzen diese Macht, und wir wollen sie nun in enger räumlicher Verbundenheit im Rahmen des Großdeutschen Reiches für uns alle zu einer glücklichen Zukunft gestalten. Der Glaube hat gesiegt. Nun wollen wir beweisen, daß wir verstehen, den Sieg in die Zukunft hinüberzunehmen.

Allerlei Neuigkeiten

Schweres Zugunglück in Schweden. In der Provinz Oestergoetland stießen zwei Züge zusammen. Nach den bisherigen Meldungen wurden ein Toter und 32 Verletzte festgestellt.

10 Millionen Besucher in der Schweizerischen Landesausstellung. In Zürich wurde die Schweizerische Landesausstellung geschlossen, die große Erfolge zu verzeichnen hatte. In fünf Monaten hatte die Veranstaltung über zehn Millionen Besucher.

Dampferzusammenstoß. Der italienische Dampfer „Manzoni" (3955 Tonnen) stieß etwa 5 Kilometer von Deal entfernt mit dem amerikanischen Dampfer „Cranford" (6090 Tonnen) zusammen. Die „Manzoni" wurde schwer beschädigt. Der amerikanische Dampfer verlor Anker und Kette.

Schlesische Nachrichten

Gauleiter Wagner in Ostoberschlesien

Eine neue Besichtigungsreise.

Gauleiter und Oberpräsident Josef Wagner hat auf seiner Fahrt durch Ostoberschlesien dieser Tage zum zweiten Male der Stadt Teschen einen Besuch abgestattet und im Anschluß daran eine Besichtigungsreise durch das Teschener Land unternommen.

In Teschen wurde der Gauleiter von den Kreisleitern Walter Fischer und Albert Smagon begrüßt. Auf der Fahrt durch das Teschener Land ließ sich der Gauleiter eingehend über die Lage der Landwirtschaft in diesem Gebiet Bericht erstatten, und er besichtigte auch selbst eine große Anzahl von landwirtschaftlichen Betrieben, wobei er Ratschläge für ihre weitere Bewirtschaftung gab. Der erste Teil der Fahrt endete in Bad Darkau, wo der Gauleiter das Jodbromsolbad in Augenschein nahm, das als das stärkste Jodbad Mitteleuropas gilt. Die Weiterreise führte den Gauleiter über Zawada, Deutsch-Leuthen, Karwin, Albersdorf, Ogrodzon nach Bucze. Unterwegs nahm der Gauleiter wiederholt Gelegenheit, die von den Polen errichteten Straßenrandsiedlungen zu besichtigen. Diese Siedlungen sind in ihrem unerfreulichen Zustand ein Beweis für die sinnlosen Methoden, mit denen die Polen ihr sogenanntes „Aufbauwerk" durchgeführt haben. In unscheinbaren, fast ungeschützten Häusern wohnen viele Menschen auf kleinstem Raum zusammen. Das ganze Familienleben spielt sich in einem Raume ab, in dem oft bis zu neun Personen ihr kärgliches Leben fristen. Und doch kann man auch in diesen ärmlichen Hütten einen Unterschied feststellen, der durch die Menschen bedingt ist, die in ihnen wohnen. Denn bei jenen Siedlern, die Schlesier sind, herrscht, soweit das bei den völlig unzulänglichen Raumverhältnissen möglich ist, Sauberkeit, während in den von Polen bewohnten Häusern das Gegenteil der Fall ist. Von Bucze fuhr Gauleiter Wagner nach Bielitz weiter.

Freiheitskundgebung in Rybnik

Gauleiterstellvertreter Bracht sprach.

Auf dem festlich geschmückten stimmungsvollen Ring des nunmehr gleichfalls heimgekehrten Rybnik fand am Sonntagnachmittag die Freiheitskundgebung der NSDAP. statt, auf der der Stellvertretende Gauleiter von Schlesien, Bracht, auch diese Stadt und den Kreis Rybnik aufnahm in die ewige Schicksalsgemeinschaft des gesamten deutschen Volkes.

Kreisleiter Hawellek eröffnete dann die Kundgebung. Unter den Klängen des Liedes vom guten Kameraden wurde in feierlicher Weise all der Toten gedacht, die für Deutschland und das deutsche Volk ihr Leben gelassen haben. Dann ergriff Gauleiterstellvertreter Bracht das Wort, um etwa folgendes auszuführen: „Man könne all das, was in den letzten Wochen Großes hier geschehen sei, nur begreifen, wenn man den ersten fundamentalen Grundsatz des neuen nationalsozialistischen politischen Erkennens und Denkens erkenne, daß alle die, die irgendwo und irgendwie einmal aus deutschem Blute geboren sind, zum deutschen Volke gehörten für alle Zeiten. Der zweite Grundsatz sei, daß es auf dieser Welt für ein Volk auf die Dauer kein Recht geben könne, wenn dieses nicht imstande sei, hinter seinen Anspruch auf dieses Recht auch die wirkliche Macht zu setzen, die dem Recht zum Durchbruch verhelfe. Diese Erkenntnis habe den Führer vom ersten Tage seiner Wirksamkeit an geleitet. Ihr seid", so rief der Gauleiterstellvertreter den Tausenden zu, „in ein Reich heimgekehrt, das unter seinem Führer Adolf Hitler so stark geworden ist, daß es jeden Versuch zurückzuweisen imstande ist, der Deutschland seine Lebensrechte nehmen wolle. Das neue Deutschland aber trage die Voraussetzungen in sich, ein freies, glückliches Volk erstehen zu lassen."

Der Gauleiterstellvertreter wies auf die Friedensliebe des deutschen Volkes und seiner Führung hin und betonte, daß man uns den Kampf aufgezwungen habe. Diese Tatsache, die nun einmal nicht aus der Welt geschafft werden könne, verpflichtet uns aber, alle Kräfte in den Dienst der großen Gemeinschaft zu stellen. Er schloß seine Ausführungen mit dem Appell an die Versammelten, daß jeder an seiner Stelle seine Pflicht tun solle, dann werde ein Deutschland erstehen, das nach außen frei und gewaltig und nach innen einig und geschlossen ist. Der Nationalsozialist werde auch auf diesem Gebiet wie überall seine Kräfte einsetzen, um die vielgestaltigen Probleme einer glücklichen und zufriedenstellenden Lösung entgegenzuführen.

Nach der immer wieder von Beifall und Zustimmung der Tausende unterbrochenen Rede des Gauleiterstellvertreters forderte Kreisleiter Hawellek Rybniks Bevölkerung auf, nunmehr mit aller Kraft an die Arbeit für Großdeutschland heranzugehen. Die gewaltige Kundgebung klang aus in den Führergruß und in den Gesang der Lieder der Nation.

Aus dem Gerichtssaal

Sieben Jahre Zuchthaus für unverbesserlichen Dieb

Das Landgericht Glatz erkannte am 3. Mai gegen den im Jahre 1910 geborenen Alfred Böhm aus Glatz wegen einfachen und schweren Rückfalldiebstahls unter Einbeziehung einer wegen Sittlichkeitsverbrechens anderweit verhängten Strafe auf sieben Jahre Zuchthaus bei entsprechendem Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte. Dieses Urteil wurde nunmehr vom Reichsgericht rechtskräftig bestätigt. Böhm, ein wiederholt vorbestrafter Mensch, verübte in der Zeit vom 3. bis 9. August v. J. mit einem Tatgenossen vier Einbrüche in Bauernhöfe, wobei es die Diebe hauptsächlich auf Geld abgesehen hatten. Vom 10. bis 27. August beging der Angeklagte dann allein weitere 15 Einbrüche, bei denen er Behälter erbrach, Geldbörsen stahl und sogar vor den Sparbüchsen der Kinder nicht haltmachte. Das Gericht berücksichtigte bei der Strafzumessung erschwerend, daß der Einbrecher in seiner Geldgier selbst die sauer erworbenen Spargroschen der ärmsten Volksgenossen nicht verschonte.

Betrug mit einem „Rostschutzmittel".

Der 30jährige Hugo Scholz, der in Sackisch bei Bad Kudowa unter schwindelhaften Angaben ein Exportgeschäft errichtet hatte, dem er den hochtrabenden Namen „Schlesischer Chemoexport" gab, wurde vom Gericht in Glatz wegen Betruges und unlauteren Wettbewerbes zu neun Monaten Gefängnis verurteilt. Scholz hatte sich in allen Teilen des Reiches unter den verlockendsten Anpreisungen und Versprechungen Vertreter gesucht, die für ihn ein Rostschutzmittel verkaufen mußten, das weder in seinem Wert noch seiner Gebrauchsfähigkeit das hielt, was von ihm versprochen wurde.

Es bleibt bei der Sicherungsverwahrung

Der 37 Jahre alte Erich Schulz aus Görlitz hatte nach Verbüßung einer 5½jährigen Zuchthausstrafe im Jahre 1937 bei einem Versandhaus für Theaterkleidung einen Posten als Hausdiener gefunden. Anstatt sich nun endlich einmal als ordentlicher Mensch zu führen, verfiel er bald wieder in seine alte Leidenschaft und stahl, was ihm halbwegs brauchbar schien. So wanderten allein 14 Paar gestohlene Hosen, 12 Paar Stiefel und drei Jacken ins Leihhaus der Stadt Görlitz, wo er bei der Verpfändung der Sachen sich als deren Eigentümer ausgab. Für einen Betrag von rund 150 RM. wurden die Gegenstände von seinem Arbeitgeber später wieder eingelöst. Vom Görlitzer Landgericht wurde Schulz am 4. Juli wegen fortgesetzten Diebstahls und wegen fortgesetzten Betruges im Rückfall zu einem Jahr sechs Monaten Zuchthaus und zu fünf Jahren Ehrenrechtsverlust verurteilt. Darüber hinaus erkannte das Gericht gegen den Angeklagten nach verbüßter Freiheitsstrafe auf Unterbringung in Sicherungsverwahrung. Dieses Urteil wurde jetzt vom Reichsgericht mit der Maßgabe rechtskräftig bestätigt, daß Sch. als gefährlicher Gewohnheitsverbrecher verurteilt ist.

Trebnitz. Gemeiner Diebstahl. Zu einem Bauern in Buchwald, Kreis Trebnitz, dessen Söhne im Felde stehen, kam ein fremder junger Mann in Arbeit. Nach einer Woche verschwand er plötzlich unter Mitnahme eines Anzuges und der Schuhe eines Sohnes des Bauern. Unter dem Vorwand, in einem Nachbardorf eine Besorgung zu erledigen, hatte er sich außerdem ein Fahrrad geliehen, das nun auch verschwunden ist.

Prausnitz. Achtklassige Stadtschule. Der hiesige Schulverband hat bei der Regierung um die Genehmigung des Neubaues einer Stadtschule nachgesucht. Inzwischen soll ab 1. Januar 1940 die Gemeinschaftsschule eingeführt werden, die die Möglichkeit bieten würde, mit den vorhandenen Lehrkräften in acht Klassen Unterricht zu erteilen, so daß dann das in Stadtschulen im allgemeinen übliche Schulsystem vorhanden wäre.

Gottesberg. Das mißverstandene „Geschäft". Ein Mißverständnis, das der Heiterkeit nicht entbehrt, unterlief hier kürzlich einem Geschäftsmann. Er benötigte für seinen Zigarettenautomat eine Anzahl Fünfpfennige, die zur Rückgabe an die Raucher in die Zigarettenschachteln gesteckt werden sollten. In seiner Eile bat er einen Jungen, der gerade bei ihm einkaufte, „eben mal zum Bäcker rumzugehen", um für zwei Mark „Fünfpfennigstückel" zu holen. Gesagt, getan. Der Junge läuft „rum zum Bäcker" und verlangt auftraggemäß für zwei Mark Fünfpfennigstückel. Erfreut über einen solch schönen Auftrag füllt der Bäcker zwei große Tüten mit dem ebenso billigen wie schmackhaften Gebäck. So beladen kommt der Junge in den Lagen des Kaufmanns zurück, der im Augenblick erstarrt, dann aber seinen Irrtum einsieht und nun „Sechser" verlangt, die ja besser in einer Zigarettenschachtel Platz haben als die Fünfpfennigstückel.

Gottesberg. Tod auf der Landstraße. Auf der Chaussee von Gottesberg nach Rothenbach befand sich ein Lastkraftwagen mit Anhänger auf der Fahrt in Richtung Landeshut, als er zwei Radfahrer überholte. Wohl infolge der glitschrigen Straße geriet der Bergmann Festinger aus Wäldchen bei Schwarzwaldau unter das Rad des Anhängers, das ihm über den Unterleib ging und ihn so schwer verletzte, daß er starb.

Werbt für Eure Zeitung

Bekanntmachung.

Breslau, den 27. Oktober 1939.

Das stellvertretende Generalkommando ordnet hiermit an, daß der den Unteroffizieren und Mannschaften des Ersatzheeres gewährte Ernte-Urlaub bis zum 12. November d. Js. einschließlich verlängert ist.

Eine Bestätigung dieser Urlaubsverlängerung durch die Ersatzeinheiten erfolgt nicht. Dagegen haben sich diejenigen Leute, die von ihren Ersatzeinheiten angefordert werden, unverzüglich dorthin zurückzubegeben.

Die Bürgermeister machen diese Anordnung bekannt und stellen den beurlaubten Leuten eine Bescheinigung aus, daß sie bis zum 12. November d. Js. in der Landwirtschaft tätig waren.

Generalkommando VIII.

Veröffentlicht.
Brockau, den 28. Oktober 1939.

Der Bürgermeister.
Kurzbach.

Für Sie
sorgt die „Pöppischen" am Zwingerplatz!

Bei großer Auswahl kaufen Sie wie immer preiswert und gut

warme, schöne Strumpf- und Strickbekleidung

Handschuhe, Unterwäsche, für Damen, Herren und Kinder
Baby-Artikel, Turn- und Trainingsanzüge, Plaids, Schlaf- und Reisedecken

Sächsische Wollwaren-Manufaktur
BRESLAU nur ZWINGERPLATZ 1

Kleine Wohnung
oder
Leerzimmer
per bald gesucht. Angeb. unter **308** an die Zeitung.

Heute neu!
Breslauer Hausfrau
Neue J.-Z.
Hamburger Illustrierte
Reichssportblatt
Der Stern
zu haben in
Dodeck's Buchhdlg.

Evgl. Pfarrkirche
Donnerstag 8 Betstunde Schulte

Togal ist hervorragend bewährt bei
Rheuma | Nerven- und
Ischias | Kopfschmerz
Hexenschuß | Erkältungen
Togal gegen Rheuma
Unzähligen haben Togal-Tabletten rasche Hilfe gebracht. Die hervorragende Wirkung des Togal ist von Ärzten u. Kliniken seit 25 Jahren bestätigt. Keine unangenehmen Nebenwirkungen. Haben auch Sie Vertrauen und machen Sie noch heute einen Versuch — aber nehmen Sie nur Togal!
M 1.24 In allen Apotheken
Kostenlos erhalten Sie das interessante, farbig illustrierte Buch „Der Kampf gegen den Schmerz", ein Wegweiser für Gesunde und Kranke, vom Togalwerk München 27 Z.

Familien - Anzeigen
fertigt an **E. Dodeck's Erben**

Danksagung.

Für das mitfühlende Gedenken beim Heimgange meiner lieben Entschlafenen spreche ich allen, sowie Herrn Pfarrvikar Schubert für die trostreichen Worte am Grabe meinen herzlichsten Dank aus.

Brockau, den 31. Oktober 1939.

Im Namen der Hinterbliebenen
Julius Thiemann.